

Nummer 2 12. Januar 1939

Berliner

48. Jahrgang Preis 20 Pfennig
Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Illustrierte Zeitung



**In der Nacht
zum
Ersten:**

Immer und immer wieder geprobt: Die große Szene mit der neuen Schlagermelodie:

„Ich liebe Schwarz und du bist blond,
Ich liebe Groß und du bist klein,
Ich weiß ja selbst nicht, wie das kommt —
Es muß dein süßes Lächeln sein!“

Ein reizvolles Bild aus einer neuen Berliner Revue. Wie sie in neunstündiger nächtlicher Generalprobe vollendet wurde, erzählt unser Berichterstatter Hanns Hubmann in diesem Heft.



Zehn Jahre Reichsführer

Der Führer mit Heinrich Himmler bei einem Spaziergang auf dem Obersalzberg am Tage des Jubiläums. In der Reihe der Männer, die am 9. November 1923 das bairische Kriegsministerium besetzten, stand Heinrich Himmler, in seinen Händen die Reichskriegsflagge. 1925 war er einer der ersten, die an wichtigen Stellen für die neu gegründete Partei arbeiteten. Am 6. Januar 1929 ernannte ihn Adolf Hitler zum Reichsführer SS. Friedrich Franz Bauer



Daladier in Tunis:
Parade der Eingeborenen-Truppen
vor Frankreichs Ministerpräsidenten. Anschließend besichtigte Daladier die „Maginot-Linie“ an der libyschen Grenze.

Presse-Bild-Zentrale (2),
Associated Press (1)



Leckere Gaben
boten Tunesier dem französischen Ministerpräsidenten auf einer Station zum Geschenk an.

Königin Farida von Ägypten mit ihrem Töchterchen Ferial, das jetzt zwei Monate alt ist. Die 18jährige Gattin des Königs Faruk ist die Tochter eines hohen ägyptischen Hofbeamten und war die Spielgefährtin der Schwestern des Königs.

Seegefecht bei Gibraltar



Auf Grund gesetzt!

Am Morgen nach dem Seegefecht: Von nationalspanischen Kriegsschiffen umstellt, mußte der rotspanische Zerstörer „José Luis Diez“, der durch einen Volltreffer vom Kanonenboot „Vulcano“ schwer beschädigt war, in britischen Hoheitsgewässern Zuflucht suchen.

Associated Press (2), Zeichnung: Diederich



Sie ließen den Zerstörer nicht durch!

Nationalspanische Kriegsschiffe, die außerhalb der britischen Hoheitsgrenze dem rotspanischen Zerstörer den Weg zur Flucht abschnitten.



In der Nacht zum 30. Dezember zeigte eine Rakete kurz nach Mitternacht nationalspanischen Kriegsschiffen an, daß der rotspanische Zerstörer „José Luis Diez“ soeben den Hafen von Gibraltar verlassen habe. Wochenlang hatten die Schiffe Francos auf das Auslaufen dieses Zerstörers gewartet, der in Gibraltar repariert wurde. In der Katalanischen Bucht nordöstlich von Gibraltar gelang es, das rotspanische Kriegsschiff zu stellen und außer Gefecht zu setzen.

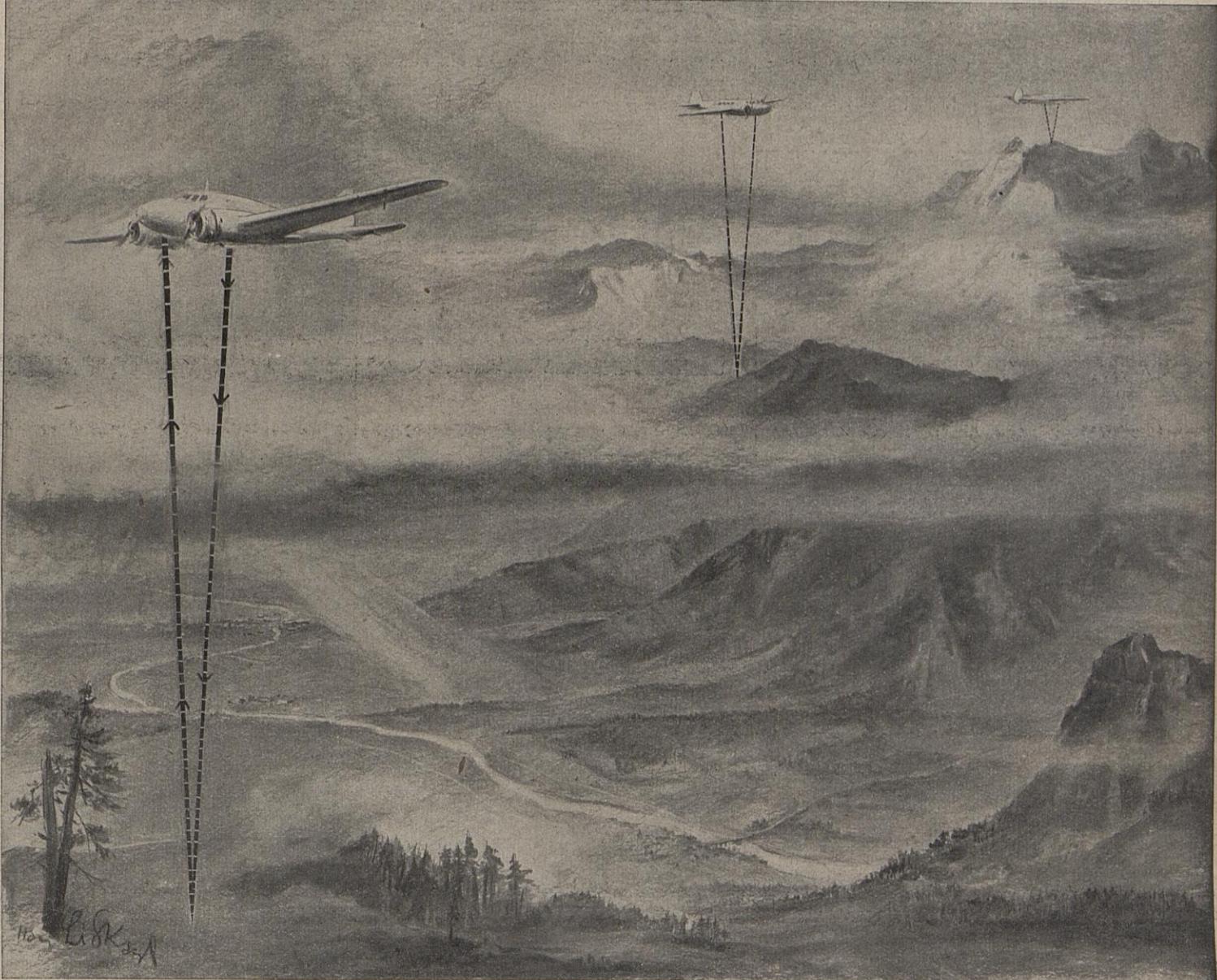
Flugverkehr noch sicherer!



Unter der Tragfläche des Flugzeugs:

Das Stahlrohr, das dem Flugzeugführer sagt, wie hoch er fliegt ...

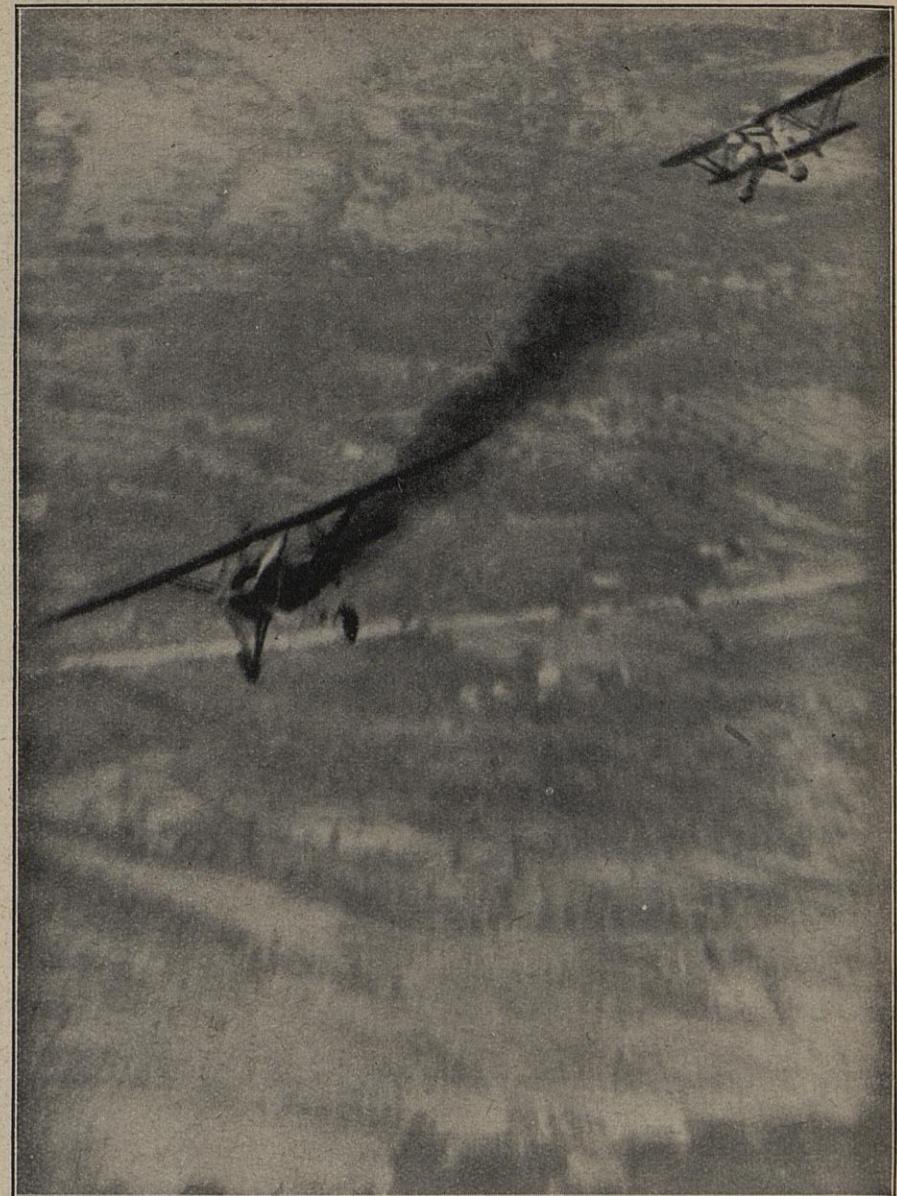
Weltbild



Kurzwellen tasten das Gebirge ab...

Der neue elektrische Höhenmesser für Flugzeuge macht es möglich, in jeder Sekunde festzustellen, wie hoch sich das Flugzeug über dem Erdboden befindet. Vom Flugzeug aus werden Kurzwellen auf die Erde gesandt, von dort zurückgestrahlt und vom Flugzeug wieder aufgefangen. Der Apparat zeigt automatisch und laufend die Höhe über dem Erdboden an.

Zeichnung: Liska



Luftkrieg in Spanien

Jagd über Spaniens Hochland:
Zwei Jagd-Flugzeuge der italienischen Legionärs-Luftwaffe verfolgen einen roten Bomber, der sein Heil in rascher Flucht sucht. Zu spät: Wenige Minuten später wird er abgeschossen.

Mit der automatischen Kamera aufgenommen: Drei dramatische Bilder vom spanischen Krieg

Motor und Tank getroffen!

Im letzten Augenblick versucht der rote Flieger mit seiner „Dewoitine“-Maschine eine Notlandung. Der italienische Jäger bleibt über ihm und bewacht seinen Absturz.



Der Schwindler auf dem goldenen Thron.
Der Millionen-Schwindler Coster-Musica, ein ehemaliger Sträfling, der bis zum Generaldirektor eines großen amerikanischen Drogen-Konzerns aufsteigen konnte, richtete sich seine Prunkvilla wie einen chinesischen Palast ein. Hier führte er das Leben eines Mandarinen, umgeben von Drachen, Buddhas, uralten Papageien und kostbaren Chow-Chow-Hunden. Er sammelte seltene Tropenfische, Paradiesvögel, Kolibris und — Glücksspiel-Automaten ...

Amerika: Skandale und Probleme



Ein Telegramm brachte ihm den Tod.

Der Herausgeber einer New Yorker Zeitung fragte darin an, ob Coster-Musica bereit sei, in dem Blatt sein Leben zu schildern. Der Millionen-Schwindler fühlte sich entlarvt. Eine Nacht lang beriet er mit seinem jüdischen Rechtsanwalt Verteidigungsmöglichkeiten, dann erschoss er sich ...



Das Spiel ist aus!

Associated Press (3)



... Kriegsschauplatz.

In der letzten Sekunde:

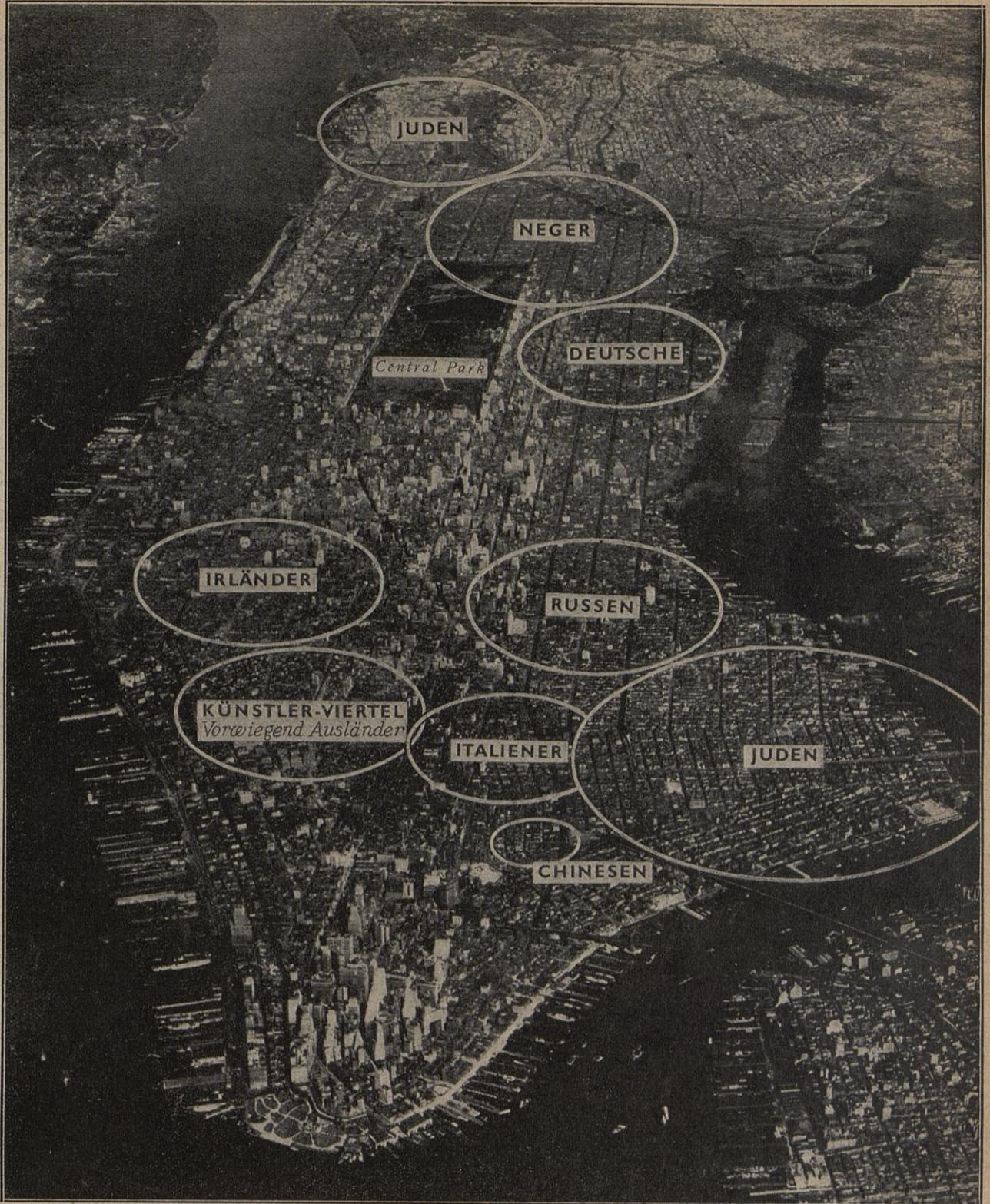
Wieder hat ein nationaler Jagdflieger ein gegnerisches Flugzeug kampffähig geschossen. Jetzt bleibt dem roten Piloten nur noch sein Fallschirm, der Sprung ins Leere. Basilus (Mauritius) (3)



Der Mann, der die Ohrfeige bekam.
Als der halbjüdische Oberbürgermeister von New York, LaGuardia, die Stadthalle verlassen wollte, wurde er von einem arbeitslosen Techniker geohrfeigt.
Weltbild

Einer von zehn Millionen Arbeitslosen.

Der Täter James Jagan erklärte bei der Vernehmung, daß er durchaus im Recht gehandelt habe. Er habe das Interesse der Welt auf das Problem der Arbeitslosen lenken müssen. Associated Press



Unter den Fremden Manhattans: Am zahlreichsten die Juden!

Deutscher Verlag

In Manhattan, dem zentralen Stadtteil New Yorks, wohnen über anderthalb Millionen Menschen, davon viele Angehörige fremder Nationalitäten und Rassen. Deutsche, Italiener, Iren, Chinesen, Neger und Juden leben, mehr oder weniger dicht, in verschiedenen Wohnvierteln. Die nichtmarkierten Stadtteile sind hauptsächlich Banken- und Geschäftsviertel. Am zahlreichsten vertreten sind die Juden. In ganz New York schätzt man sie auf weit über 2 Millionen. Sie bilden damit mehr als ein Viertel der Gesamtbevölkerung der zweitgrößten Stadt der Welt.



Die neuesten Hilfstruppen des Judentums!

Acme

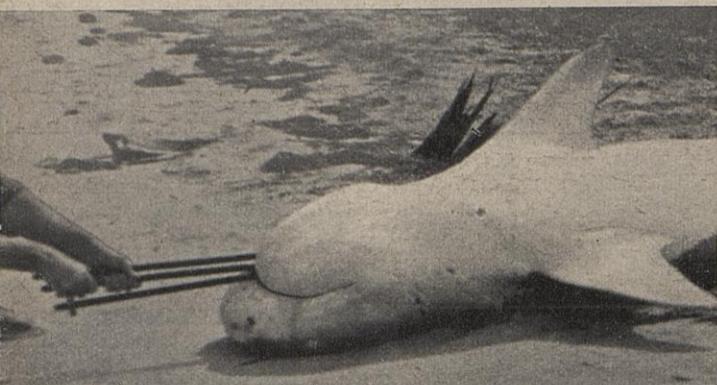
In Hollywood unterschrieben eine Anzahl Filmstars, darunter der jüdische Filmgewaltige Karl Laemmle, eine Eingabe an den Präsidenten Roosevelt, die den Abbruch der wirtschaftlichen Beziehungen mit Deutschland verlangt.

Die Kamera als Lebensretter

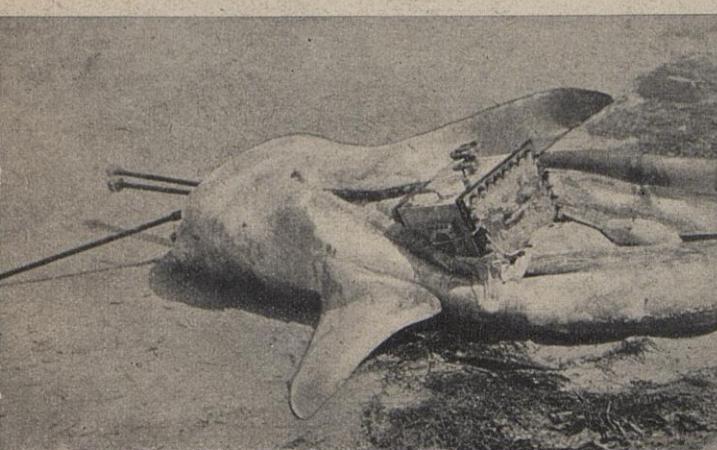
Mit einer wasserdichten Filmkamera...
marschierte der Forscher Barton auf dem Meeresboden, um für einen Film „Titanen der Tiefe“ Aufnahmen zu machen. Sein Begleiter, Dr. Beebe, der ihn dabei aufnahm, sah plötzlich zu seinem Schrecken...



... auf Barton einen riesigen Hai zuzschwimmen. Barton, ohne alle Waffen, stieß die große Metallschachtel seiner Kamera gegen den Hai, der sie verschluckte. Das große Stativ aber bereitete ihm Beschwerden...



Der Hai erstickte. Mit einem Seil wurde er an Land gezogen — doch alles Ziehen am Stativ half nichts — es war unmöglich, ihm die kostbare Kamera zu entreißen. Der einzige Weg war...



... den „Titanen der Tiefe“ aufzuschneiden — und siehe da: Die Kamera war vollkommen unbeschädigt!

Associated Press (4)



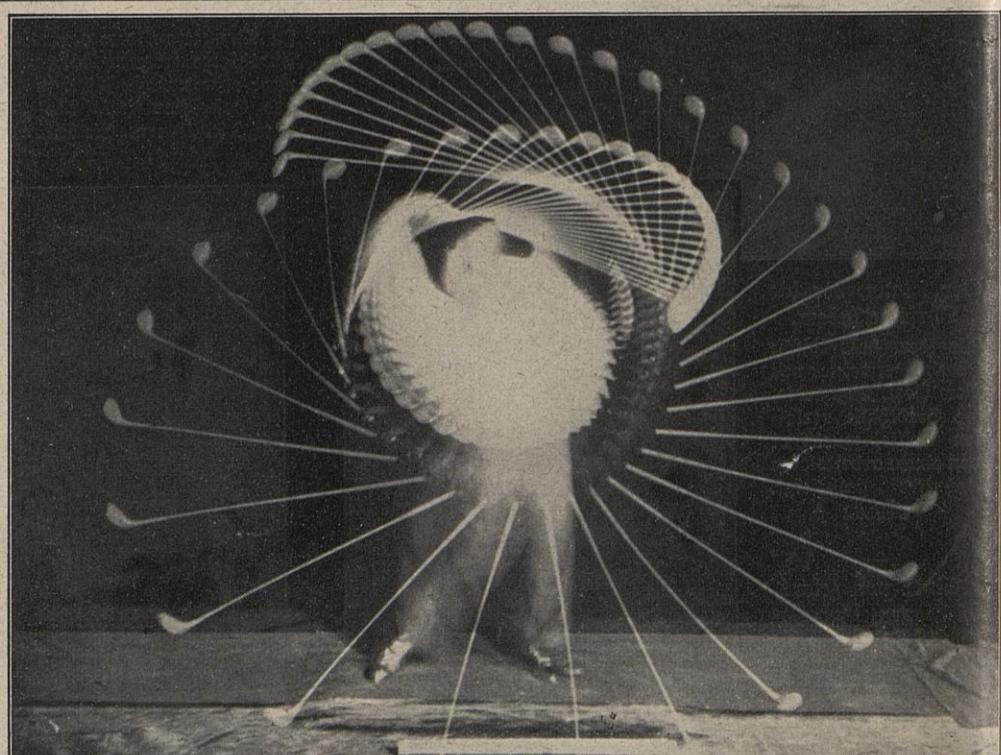
Gertenschlank.

Alexandra, Prinzessin von Griechenland, beim Wintersport in St. Moritz. Weltbild



„Wintersport“ verpflichtet...

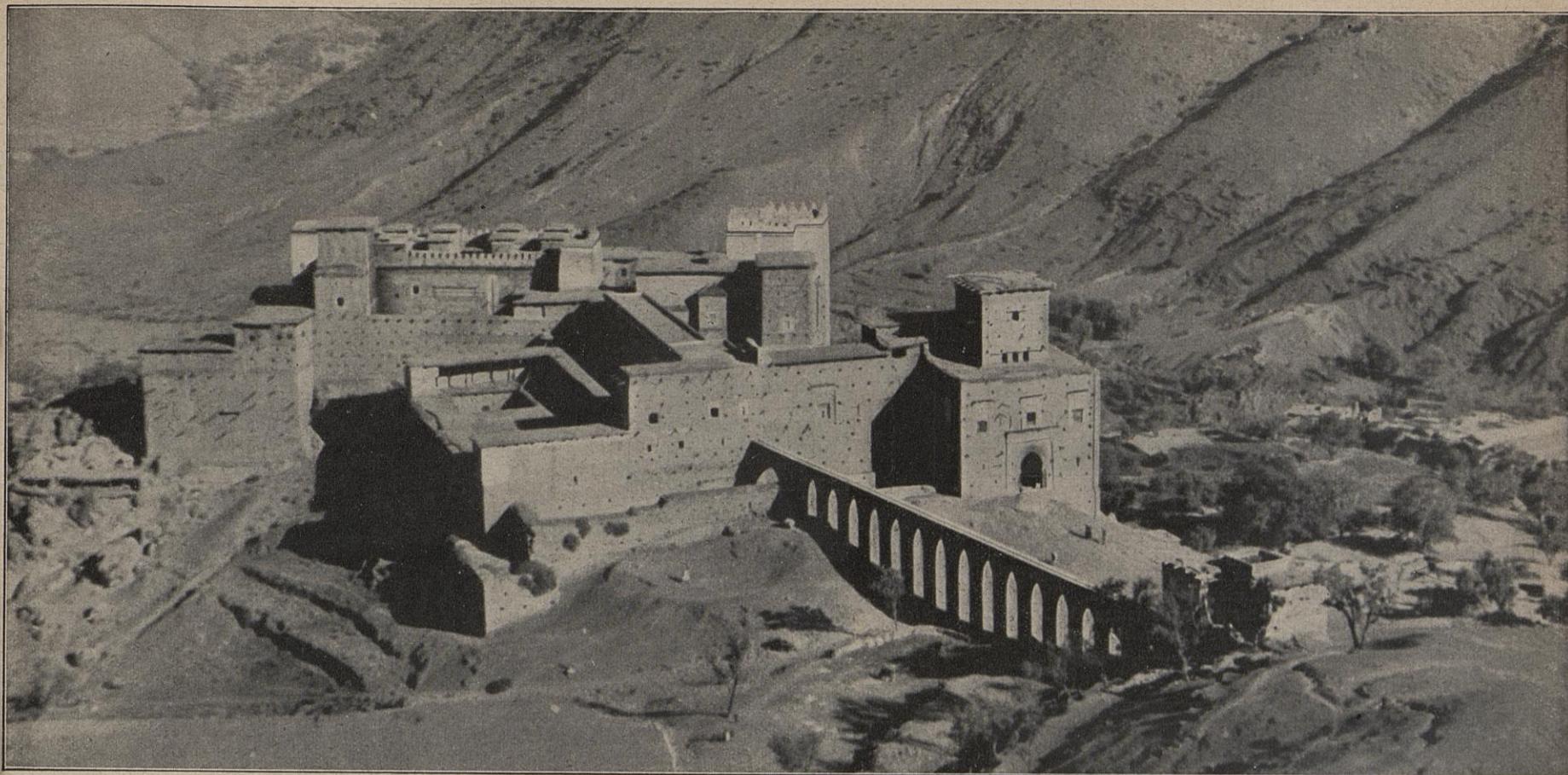
Nur dieser weiße Flanellanzug ist der gesellschaftsfähige Skidress beim 5-Uhr-Tee, so behaupten die New Yorker Schneider, die vom weißen Stoff mehr als vom weißen Sport verstehen. Weltbild



Ein „ball“-schlagender Pfau!

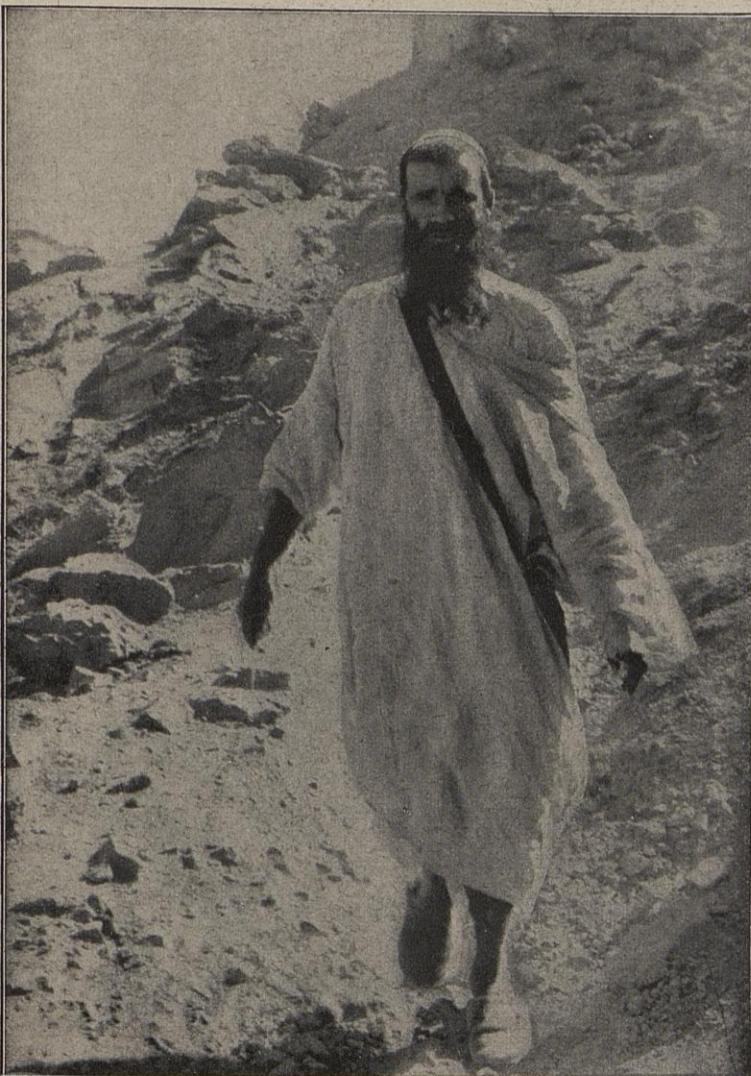
Eine Sekunde lang beobachtete die neueste Wunderkamera einen Golfspieler: In dieser Zeit schlug er den Ball! 61 Aufnahmen zeigen den Ablauf des meisterlich geführten Schläges.

Associated Press by Spalding Brothers



Am Ziel: Wie ein Märchenschloß aus 1001 Nacht, gewaltig und geheimnisvoll, liegt die Burg des Kaid von Tagoudaft beherrschend vor dem Tal.

Zwischen den Bergen des Atlas wächst eine längst versunkene geglaubte Welt des Mittelalters greifbar lebendig empor. Ihr Herr, der Kaid, ist einer der Stammeshäuptlinge der Berber und für seinen Verwaltungsbezirk Stellvertreter des Sultans von Marokko. Seine Macht hat er ererbt und sich durch ungewöhnliche kriegerische Tapferkeit erhalten. Er residiert auf seiner Burg als einer der letzten unumschränkten Herrscher der Welt. Bei ihm leben seine Brüder, seine Frauen und Nebenfrauen, die Vasallen und die große Zahl der Diener. Magazine, Ställe, Höfe, Festräume und die Privatgemächer bilden den gewaltigen Block der „Kasba“, der Residenz des Kaid. Im weißen Turm (rechts hinten) wohnt der Kaid mit seinen Frauen; von dem hohen Turm (links hinten) stürzte er vor knapp drei Jahren eine seiner Frauen wegen Untreue in die Tiefe!... Unser Berichterstatter Friedrich Strauß schreibt zu diesem Bild: „Endlich stand ich am Ziel der langen Fahrt, die mich auf den Weg des Fellahs über seltsame Stationen in dieses Gebirgstal des Atlas geführt hat. Ein alter Traum war Wirklichkeit geworden: Das sagenhafte Mittelalter lag greifbar vor mir, und ich wollte der erste sein, der es fotografiert...“



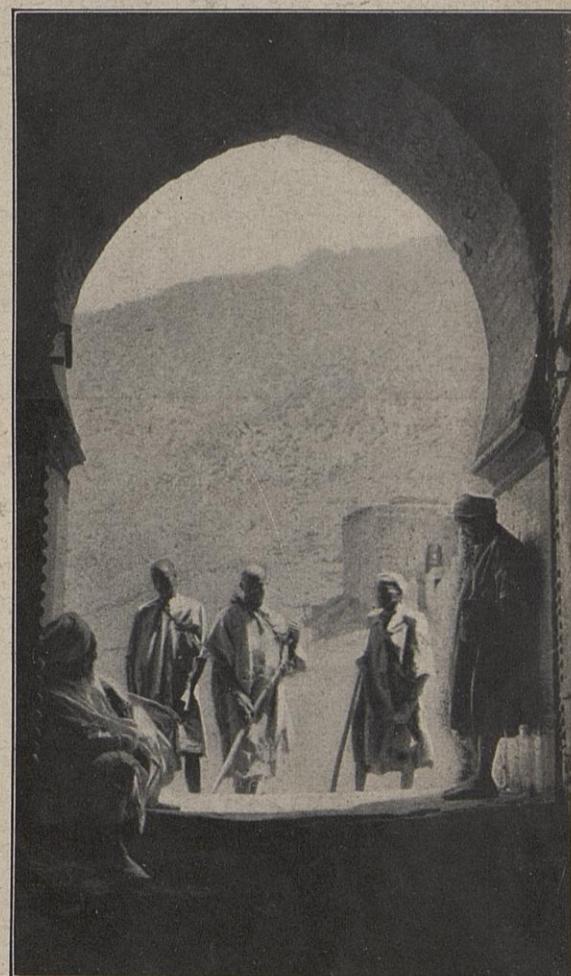
Der Mann, der für den Kaid errötet.

„Ich beginne den steilen Pfad zur Burg hinaufzusteigen“, erzählt Friedrich Strauß, „da kommt mir ein Mann entgegen. Er schreitet mit gewichtiger Miene an mir vorüber. Ich habe ihn später oft gesehen. Dann saß er demütig in einem der Burghöfe an der Wand und wartete Stunden auf den Ruf seines Herrn. Es war der „Bankier“ des Kaid, der jene Geldgeschäfte durchführt, die sein Herr selbst nicht unternehmen kann, ohne dabei zu erröten.“

Reise zum Kaid

Dritter Bericht: Am Ziel

von Friedrich Strauß



„Hier sollte eigentlich die prunkvolle Leibwache stehen, fünfzig ausgesuchte, schöne, blaugelbe Sudanese mit kunstvoll geschmiedetem Säbel umgürtet, lange Flinten in den Händen... so hatte ich gelesen. Statt dessen standen drei zerlumpete Sudan-Neger träge vor dem Tor, dicke Holzknüppel führend. Auf der Schwelle saß bescheiden ein einfacher Mann. Als ich herantrat, stand er auf und begrüßte mich — es war der Kaid!“



An der Burgmauer endet die Macht des Kaid. Er besucht zwar jeden Ort seines Gebietes jährlich einmal und wird überall als Herrscher gefeiert, aber nie kommt er allein. Wie sein Schatten folgt ihm der wüdliche Herr, der Kommandant der französischen Militär-Station in Gourdafa. Eine derartige kleine Inspektionsreise, zu der der Kaid seinen Bruder beorderte, mache ich mit. Am Tor der Burg erwartete ein französischer Leutnant den Beauftragten des Kaid, um auch ihn zu begleiten.



Der Besuch war angefragt und festlich vorbereitet. Der Kaid hatte sogar ein übriges getan und einige seiner Nebenfrauen zu den Dorfschönern geschickt, damit der Ehrentanz für seinen Bruder prächtiger werde. Nach dem Tanz gaben die Dorf-Bornehmen ein Festmahl.



In Gourdafa sitzt der Herr des Kaid.

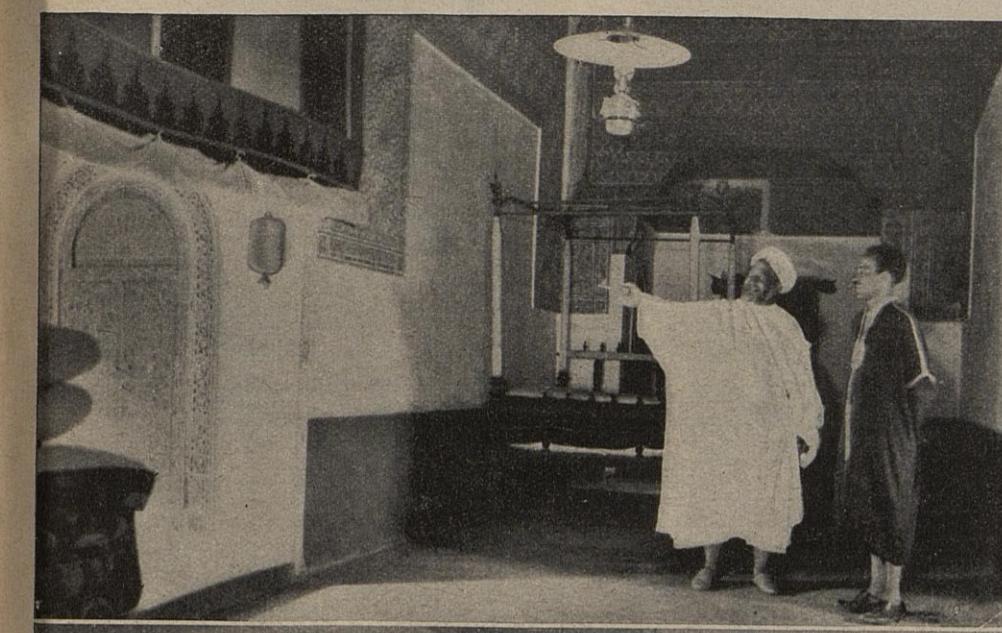
Es ist Gerichtstag. Unter dem Vorstoss des Kaid fungieren zwanzig Berber-Scheiche als Richter, und der Kaid fällt das Urteil. Aber die ersten Worte seines Urteilspruchs wenden sich immer an den anwesenden Leutnant der französischen Militär-Station, und seine Stimme wiegt schwerer als die des Kaid, der einst in prunkvollen Räumen seiner Burg umsumschränkt über Leben und Tod aller seiner Untertanen entschied.

In der Kasba herrscht allein der Kaid



In der Burg von Gourdafa ist das Wort des Kaid einziges Gesetz.

Hier herrscht er mit wirklich mittelalterlicher Machtvollkommenheit und ist ein strenger Herr. Vom Fenster seines Augeplatzes aus (Bild unten) pflegt er die Arbeiten in den Mandel-, Feigen- und Kürbissäum-Plantagen am Fuße des Burgberges zu kontrollieren. Er besitzt 30 000 bester Fruchtbäume und ausgedehnte Molkereibetriebe. Als Vertreter des Sultans zieht er die Steuern ein, von denen 6 Prozent in seine Tasche fließen. Hierdies gehören die Kornernanten der Täter ihm, die er in den Getreide-Magazinen der Burg aufzupäppelt (Bild oben). Die Magazine sind ein vorbereiter Bezirk: Der Atem des Ungläubigen könnte das Getreide unrein machen, und überdies ist es gut, wenn niemand diesen Reichtum schämen kann, denn auch der Kaid muss Steuern zahlen! Sonst aber ist er Fremden gegenüber aufgeschlossen...



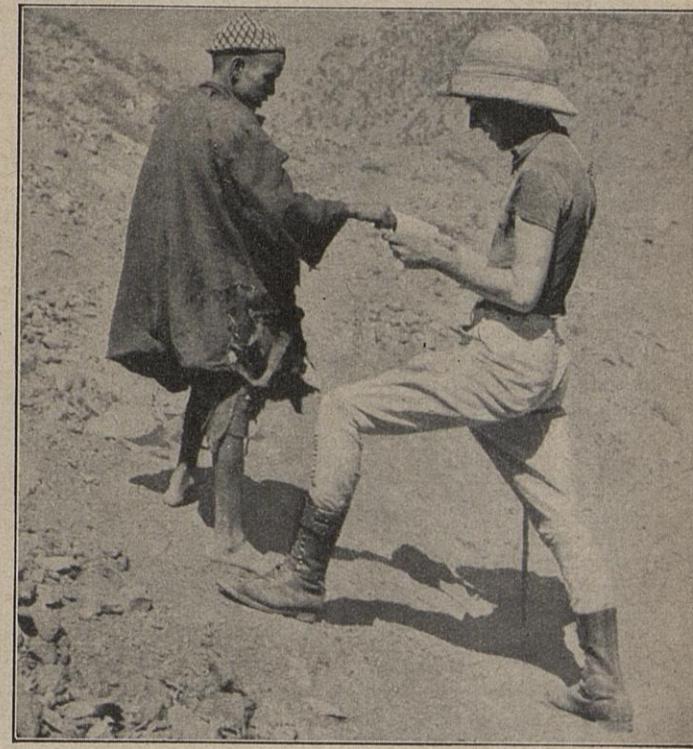
... und mit mittelalterlicher Gastfreundschaft führt er durch das Haus.

In seinem Schlafgemach zeigt er stolz sein reichvergoldetes Bettgestell, wertvolle, lästige, alte Wandmalereien und Zierate und vergibt nicht, die „moderne“ Petroleumlampe und die dekorative an die Mauer gehängte Gummi-Wärmlaube (Bild oben) vorzuführen. Er lässt den Gast gern ein Stück seiner Tagesarbeit miterleben, von der mehrere Stunden der Verwaltung seines Hauses gehören. Beladen mit einem Stock voller Schlüssel, kontrolliert er die Lagerräume, befreit mit dem Schiebewalder (Bild unten) die tägliche Lebensmittelausgabe und rechnet mit dem Feldaufseher, dem Stallmeister, dem Zeremonienmeister und dem Meister vom Hühnerhof über jeden Pfennig genau ab. Unstimmigkeiten ahndet er streng, und niemand kann ihn daran hindern. Untergebene auf Monate ins Gefängnis zu werfen — denn in der Kasba herrscht allein der Kaid.



Ein letztes Vorrecht

ist dem Kaid außerhalb der Burg gebührend, die Faltenjagd, die in der französischen Protektorats-Verwaltung sonst verboten ist, um die geringen Bildbestände des Landes zu schonen. Nur einem einzigen Eingeborenen ist es erlaubt, die eifen Falten für Marokko zu züchten, und ihn muss der Kaid einladen, wenn er zur Faltenjagd will.



Arbeitsbuch und Mittelalter

„fand ich hier dicht beisammen“, erzählt Friedrich Strauß. Ein Berber-Junge aus einem Dorf, das zur Kasba gehört, zeigte mir voll Stolz das Quittungsbuch für seine Arbeit. Er ist beim Straßenbau beschäftigt und verdient für zehn Stunden Arbeit 3 Francs (20 Pfennige). Das Mittelalter war nicht weit davon...



... am Platz der Geister,

dicht bei der Burg. Da überraschte ich einen anderen Berber-Jungen, wie er eben mit gläubiger Schen einen Stein zum anderen warf, überzeugt, so seinen frischen Fuß zu heilen. Der einzige Zauber im letzten Mittelalter, das ich besuchte.

An Doodi!

Kommst du nicht vorbei!

Roman von Joachim Maass

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Die letzte Fortsetzung schloß:

Schütte öffnete erschreckt die Augen. Im Spiegel über dem Marmorrand mit Haarwasserflaschen und Seifenbecken sah er neben dem seinen ein rundes Gesicht. Die Lippen waren clownhaft zu einem festgehaltenen Lächeln hochgezogen, der Mann hielt sich wohl für einen großen Witzbold. Schütte hatte keine Ahnung, wer das war. Indessen redete der andere schon weiter:

„Dachte ich doch gleich, als ich 'reinkam: ja, wen haben wir denn da? Ist das nicht unser verehrter Herr Schütte? Sie haben sich verändert, Herr Schütte! Und ich frage mich: ist er es nun, oder ist er es nicht? Sie haben sich verjüngt, Augen wie ein Dreißigjähriger — ich weiß nicht, Sie sehen doch ganz anders aus!“

Ohne sich dessen bewußt zu sein, starnte Schütte den redseligen Menschen entgeistert an, und auch aus dessen Gesicht verschwand plötzlich das Clownlächeln, und er fragte unsicher:

„Oder sind Sie es doch nicht? Kennen Sie mich denn nicht? Doose, den Nachtwächter vom Schuppen 47A?“ Schütte faßte sich.

„Ach ja“, sagte er, „Doose — natürlich! Entschuldigen Sie, ich war so in Gedanken.“

Das Lächeln in Dooses Gesicht erschien wieder. „Na, seien Sie!“ sagte er. „Ich dachte mir doch gleich, daß Sie's sind! Aber verändert haben Sie sich! Ja, die Tropen, die kleinen Kreolinnen, hahaha.“

Schütte stimmte, so gut es ging, in das Lachen Dooses ein.

„Nanu!“ rief der andere. „Und das Zähnchen! Das Zähnchen ist ja nachgewachsen, hahal! Die Sonne Brasiliens . . .“

Berdamit ja! Daran hatte Schütte nicht gedacht: Seinem Bruder Herbert hatte seit Jahr und Tag ein Zahn gefehlt, rechts oben der Zahn zwischen Schneide- und Eckzahn, und aus einem unerfindlichen Grund hatte er ihn sich nie ersehen lassen! Schütte preßte die Lippen zusammen. Weg, dachte er, nichts als weg! Er wischte sich das Gesicht trocken, stand auf, zählte, nickte dem Mann kurz zu und sagte: „Entschuldigen Sie, aber ich bin eilig!“

„Auf Wiedersehen, Herr Schütte, auf gesundes Wiedersehen, und auf bald!“ erwiderte Doose, der sich mit beiden Händen auf seinem Sessel hochgestützt hatte und ihm nachschauten. „Sie sehen aus wie ein jüngerer Bruder von sich, hahal! Sie sind auch viel schmäler geworden, in den Schultern und so! Ja, das Reisen, das Meer, die Christliche Seefahrt . . .“

Schütte zog geheizt die Tür hinter sich zu.

Er glich also seinem Bruder Herbert nicht wie ein Ei dem anderen! Er hatte Angst. Am besten, er gäbe diese Sache wieder auf! Er war durch einen leichtsinnigen Einfall und durch die Verquälung der Umstände nur so hineingestolpert, und nun sah er: mit den

Papieren war es nicht getan! Nein, er wollte nichts mehr damit zu schaffen haben. Noch war alles rückgängig zu machen, als Irrtum erklären.

So hastete er, von Gedanken getrieben, durch die Straßen. Plötzlich blieb er stehen: Und Helga? Wovon sollte er das alles bezahlen, dieses Glück, das ihm nie wieder begegnen würde? Ja, wenn er wenigstens schon dieses rätselhafte Konto Fernando Barros abgehoben hätte, die Zehntausend, die bei Peters lagen? Aber er würde sie nur bekommen, wenn er als sein Bruder Herbert auftrete!

Seine Augen glitten über die Häuser der Straße hin, sie blieben an einem Schild haften: Marquardt, Dentist. Je schneller daran, desto eher davon! dachte er und überquerte schon den Fahrdamm. Es mußte sein: er mußte ganz und gar sein Bruder Herbert werden!

Herr Marquardt war ein älterer Mann. Sein Kinn war mit graublonden Stacheln vollkommen bedeckt, der Mund war nur ein blutleerer, dünner Riß darin, und auf der langen Nase trug er eine schmale Goldbrille, über die hinweg er Schütte ansah, der zurückgelehnt, mit offenem Munde in dem Stuhl lag, das Becken mit dem runden rauschenden Wasser neben sich.

„Warum soll ich den Zahn denn ziehen?“ fragte Marquardt. „Er ist ja ganz gesund.“

„Ziehen Sie ihn!“ antwortete Schütte und verschluckte sich. „Er muß raus, ich will — ich muß an Bord, da ist kein Zahnarzt! Er tut mir immerzu weh. Er stört mich!“

Herr Marquardt guckte erst ihn über die Brille, dann wieder den Zahn durch seine Gläser an.

„Schade“, meinte er. „Aber wie Sie wollen! Wenn es durchaus sein soll . . .“

Er hantierte hinter Schüttes Rücken, und wohl um ihn vor dem bevorstehenden Schmerz abzulenken, denn Schütte konnte keine lindernden Spritzen leiden, redete er dies und jenes.

„Ja“, sagte er, „wir Zahnärzte erleben allerhand. Ein Kollege hat sogar einmal ein schweres Verbrechen aufgeklärt. Nur durch die Kenntnis eines Gebisses! Da sollte eine Lebensversicherung ausgezahlt werden — für jemanden, der verunglückt und verbrannt war.“

Er trat, die Rechte hinter sich verborgend, vor Schütte, sah ihn über die Brille an und legte ihm mit der Linken den Kopf zurecht.

„Die Versicherung“, sagte er, „ließ den Toten untersuchen und auch das Gebiß. Und da war er's gar nicht! Man hatte den Mann ermordet, und der Versicherte lebte!“

Schütte riß die Augen auf, doch im gleichen Augenblick faßte die Zange zu, der Zahn drehte sich krachend im Kiefer, die Funken stoben vor Schüttes Augen, und der Zahn war draußen.

„Ja“, hörte Schütte, über das Becken gebeugt, Herrn Marquardt noch einmal sagen, „da war er's gar nicht.“

Schütte richtete sich auf. Herr Marquardt betrachtete

den gezogenen Zahn durch die Brille und sagte mit einem Kopfschütteln: „Schade. So ein schöner Zahn. Wollen Sie ihn mitnehmen?“

„Danke, nein, durchaus nicht“, murmelte Schütte.

Er trat auf die Straße hinaus, um einen Zahn ärmer, um eine Ähnlichkeit mit seinem toten Bruder Herbert reicher. Es bereitete ihm Befriedigung, daß er einen Schmerz dafür erlitten hatte. Jetzt wollte und mußte er sein Werk ganz vollenden! Und er ging schnurstracks in die Kiebitzstraße zurück und durchwühlte des Bruders Koffer, um eine Fotografie von ihm zu finden.

Aber unter den vielen für ihn wert- und sinnlosen Papieren war nichts dergleichen. Da riß Schütte die Schubladen der Kommode auf und suchte, daß er in Schweiß geriet. Er richtete sich entmutigt auf. Sein Blick blieb an einer Etagere haften — und wirklich, dort stand, in den Rahmen eines anderen Bildes gesteckt, die Aufnahme, die im vorigen Jahr von ihm und Herbert gemacht worden war, als der ihn in seinem Landstädtchen in Mecklenburg besucht hatte.

Sie waren darauf beide lachenden Angesichts zu sehen, und im Spiegel bemerkte Schütte mit Vergnügen, wie jetzt, mit der neu erworbenen Zahnlücke, sein Lachen dem des Bruders aufs Haar glich. Nur hatte Herbert etwas struppigere Augenbrauen gehabt. Mit Sorgfalt bürstete Schütte die seinen gegen den Strich. Nun war auch dieser Unterschied gefallen. Aber der Mensch beim Friseur, Doose oder wie er sich genannt hatte, hatte recht gehabt, Schütte gewahrte es nun auch im Spiegel: die Jacke hing mit dem Ärmelansatz ein wenig über, Herbert war offenbar etwas breitschultriger gewesen.

Schütte war allmählich in Eifer geraten. Er saß mit Schere und Nadel auf seinem Bettrand, dem großen Spiegel gegenüber, er zerschnitt ein Handtuch, schob die Polster probeweise unter die Jacke und nähte dann emsig. Dabei ging es ihm durch den Kopf, daß Herbert eine bestimmte, auffällige Gewohnheit gehabt hatte, die ihm mit den Jahren zum zwanghaften Tick geworden war: er faßte sich in den Kragen, als wenn er zu eng sei, und reckte in einer kurzen Drehung den Kopf zur Seite hoch. Schütte unterbrach seine Näharbeit und übte es. Er hatte es bald heraus.

Als er eine Stunde später wieder vor den Spiegel trat, mit der Zahnlücke und den verbreiterten Schultern, mit jenem Tick bewaffnet und mit einem gewissen, halb-höhnischen Lächeln, das ihm inzwischen noch eingefallen war, und mit dem Herbert zuweilen ein Wort, das ihm schon auf der Lippe schwabte, verschlucht hatte — da glaubte er, die Verwandlung endgültig vollzogen zu haben.

Es wurde aber auch höchste Zeit, sich zu Helga auf den Weg zu machen, er mußte sich eilen und eine Tasse nehmen.

Wirklich wartete sie schon auf ihn.

„Oh!“ rief sie in einer Art schmerzlichen Gejubels

und hing an seinem Hals. „Und ich hatte so viele Sehnsucht, und du kommst so sehr spät!“

Sie strich ihm strahlenden Auges die Brauen glatt und sagte dazu müterlich dunkel:

„Du mußt nicht so böse Haare haben!“

Schütte verschluckte mit dem Lächeln, das er eben erst erlernt, seine Antwort, wischte aber in einem unbeachteten Augenblick die Brauen wieder gegen den Strich, und auf einmal jauchzte Helga schreckstrahlend:

„Und der Mund! Genau wie bei deinem Bruder! Du hast einen Zahn vermisst!“

„Verloren, ja, ganz richtig...“

„Ja“, antwortete sie beharrlich, „to miss — vermissen. Und wo ist er? Hinausgezogen? Oh, du armer Mann!“

Und sie schmiegte sich, ganz warm vor Mitleid, an ihn.

Dann gingen sie in das Varietétheater. Sie sahen Akrobaten und Musikklos und vor allem eine schöne junge Person im Trikot, die auf dem schwingenden Trapez in der Kuppel, Arme und Beine von sich streckend, den Kopftand ausführte. Von Scheinwerfern angestrahlt, schwieb und schwang sie da lautlos in der Höhe, und Helga rupfte und riss atemberaubt an Schüttel und flüsterte wieder und wieder: „Du sollst sehen: sie muß fallen!“ Er aber griff sich in den Kragen, wie wenn er ihm zu eng sei, und reckte das Kinn zur Seite hoch; er tat es schon ganz natürlich und einfach aus Beklommenheit über die Waghalsigkeit der artistischen Leistung.

Nachher kehrten sie noch in einem Kaffeehaus auf der Reeperbahn ein, und dann gingen sie Arm in Arm auf die Reihe der Autodroschen zu, um heimzufahren. Helga war schon eingestiegen, und Schütte wollte eben den Wagenschlag hinter sich zuziehen, da sah er, wie ein junges Mädchen, das er von fernher schon einmal gesehen zu haben glaubte, sich aus dem Strom der Fußgänger löste. Es kam mit vorgestreckten Armen auf das Auto zugelaufen und rief mit verzerrter Stimme:

„Herbert! Hallo, Herbert!“

Er schlug hastig die Tür zu, klopfte gegen die Scheibe und fiel, da sich der Wagen gottlob sofort in Bewegung setzte, in die Ecke zurück. Aber auch Helga hatte das Rufen gehört. Sie starre großäugig rückwärts und sah eben noch, wie das Mädchen die Arme sinken ließ, dann war es ihren Augen entzogen.

Mein Gott, dachte Schütte, wer war das nun wieder? Doch jetzt fühlte er sich heftig am Arm gerüttelt, und Helga, in Tränen ausbrechend, rief schluchzend:

„Oh, du mußt mich nicht betrügen! Ich will kein betrogenes Mädchen sein!“

„Aber Helga“, stammelte er, „beim Himmel, ich kenne dieses Mädchen ja gar nicht! Ich habe die Person nie gesehen!“

Und dabei dachte er: ich muß machen, daß ich schnell zum Schluss komme, ich muß zu Peters und dann nichts als weg aus dieser unheimlichen Stadt!

„Oh“, schluchzte Helga, und sie weinte in Strömen, „du hast sicher ein Mädchen vor mir besessen! Aber ich will, du sollst bei mir so glücklich sein, daß du keine andere mehr haben willst!“

„Aber ich will ja auch gar keine andere! Helga, wirklich nicht!“

Sie strahlte ihn mitten aus der üppigen Nässe ihrer Tränen an.

„Sag' mir, daß du glücklich bist. Das mußt du mir sagen!“

„Gewiß“, antwortete er und schluckte, „natürlich bin ich glücklich, Kind. Warum sollte ich denn nicht glücklich sein?“

Und abermals griff er sich in den Kragen und reckte das Kinn hoch.

XVI.

Draußen, in der großen Stadt voll brausenden Lebens, hatte man den rätselhaften Mord an Tüllberg längst vergessen. Die Zeit war darüber hingegangen, wie sie über so viele Tode hingehgt. Aber im Hause des Ermordeten, im Hause Martinsallee Nr. 19, schien die Zeit stehengeblieben zu sein, und es war, als brüte das Unheil noch immer darin.

Die Dämmerung war schon ziemlich tief gesunken. Frau Tüllberg saß am Fenster ihres Salons und schaute unverwandt in das Vorwärtchen hinaus. In der Ecke nahe der Tür saß Lene, Ernst-Alberts kleine Verlobte, mit einer Näharbeit beschäftigt, und ihr gegenüber hatte Franz, der älteste der drei Tüllberg-Söhne, Platz genommen.

Sie sprachen nicht miteinander, nur die alte Uhr tickte leise und ergeben, und fast sah es aus, als ehnten diese drei Personen das vom Unglück verfinsterte Haus durch eine einsame und verschwiegene Wache.

Aber in Lene war irgendeine Unruhe, denn sie hob verschiedentlich den Kopf und sah kurz zu Franz hinüber, der sich eben eine Zigarette anzündete, so daß sein



Auf einem Spiegel aus Eis — ein Walzer aus Wien.

Presse-Photo

Gesicht aufleuchtete und das Flämmchen in seinen Brillengläsern blitze, und plötzlich sagte sie:

„Sicher würde Grigol sich sehr freuen, wenn du ihn besuchst. Aber dann mußt du nun gehen, denn wer weiß, ob du ihn sonst noch zu Hause trifft.“

Franz zeigte, in seiner eigentümlichen Art zu grinzen, die großen gelben Vorderzähne und erwiderte mit seiner langsam, knarrigen Stimme: „Du willst mich wohl los sein, wie?“

Er fädelte das Hölzchen aus. Lene nähte und entgegnete: „Nein, aber was man verspricht, das soll man halten, und du hast Grigol versprochen, ihn zu besuchen.“

„Die ist zu komisch“, sagte Franz und schüttelte für sich den Kopf.

Dann schwiegen sie wieder. Franz rauchte fast seine ganze Zigarette zu Ende, ehe er endlich fragte:

„Was prähnst du da eigentlich immerzu?“

Er liebte derlei volksmundliche Ausdrücke. Lene hob weiterhin die Brauen und sagte: „Ich habe Mama versprochen, alles Weißzeug im Hause in Ordnung zu bringen, und ich halte, was ich verspreche.“

Franz grinste. Schließlich erhob er sich, ging ans Fenster zu seiner Mutter und sagte: „Die wirft mich hier raus.“

Frau Tüllberg lächelte schwach. Ernst-Albert küßte ihr kurz die Stirn, und sie sah wieder hinaus. Mit seinem etwas hinkenden Schritt ging er durch das Zimmer.

„Näh' man die Strümpfe oben nicht zu“, sagte er zu Lene, „da muß man nämlich mit dem Fuß rein.“

„Strümpfe sind kein Weißzeug“, versetzte sie hochmütig.

Die Tür schloß sich hinter ihm. Lene hob den Kopf und schaute zu Frau Tüllberg hinüber. Sie wollte etwas sagen. Doch im gleichen Augenblick wandte Frau Tüllberg ihr Gesicht ins Zimmer, und Lene senkte erschrocken den Kopf.

„Komm, Kind“, sagte Frau Tüllberg, „setz' dich hierher ans Fenster oder mach' dir Licht. Du verdirst dir die Augen.“

„Gleich, Mama“, antwortete Lene mit einem Schlucken, „aber noch ist es nicht nötig, weil ich erstens noch reichlich genug sehen kann und zweitens ja auch fast gar nichts zu sehen brauche, denn ich kann es im Schlaf.“

Sie neigte das Gesicht noch tiefer über ihre Arbeit und sagte nach einer langen Pause etwas mühsam: „Mama, du bist doch nicht böse, bitte. Ich habe mir einen Besuch eingeladen.“

Frau Tüllberg schaute schon wieder in den Garten.

„Gewiß nicht, Kind“, antwortete sie. „Wen hast du dir denn eingeladen? Eine Freundin?“

„Ja“, entgegnete Lene, „und ich möchte sehr gern, daß auch du sie kennenerst.“

Frau Tüllberg lächelte. Sie glaubte, diesen kleinen Versuch zu durchschauen, der darauf abzielte, sie aus ihrer Menschenheit zu vertreiben.

DIE *Schönheits-* MASKE

In einer halben Stunde schon können Sie jünger und frischer aussehen!

Diese Methode hat ihre besonderen Erfolge, denn sie beruht auf einer zweifachen Wirkung. Erstens auf Oberflächenwirkung; zweitens auf Tiefenwirkung. Die Oberflächenwirkung veredelt und gleicht müde, abgespannte Gesichtszüge aus. Die Tiefenwirkung erweicht und glättet verhärtete, faltige Haut. — Jede Frau kann sich diese hochwirksame Creme Mouson-Maske leisten, die nur ein paar Pfennige kostet und wenig Zeit erfordert. Lesen Sie die einfache Anweisung und halten Sie sich Punkt für Punkt genau daran:



1 Tragen Sie auf das Gesicht Creme Mouson auf, solange, bis Ihre Haut durchsättigt ist und die nicht mehr eingedrungene Cremeschicht als Maske Ihr Gesicht bedeckt. Nur Augen und Mund dürfen frei bleiben. Die aktive Creme Mouson-Maske ist damit ausgelegt und beginnt zu wirken.



2 Diese Maske lassen Sie 20 bis 30 Minuten, je nach Beschaffenheit Ihres Teint, ruhig einwirken. Sie spüren, wie die Maske Ihr Gesicht strafft. In diesen Minuten gleicht die Maske durch Oberflächenspannung die Gesichtszüge aus und in denselben Minuten pflegt Creme Mouson durch ihre Tiefenwirkung die Haut.

3 Während des Wartens pflegen Sie Ihre Hände mit Creme Mouson. Reiben Sie die faltigen Handrücken, die verhärteten Handinnenflächen und die zerarbeiteten Fingerspitzen gründlich ein. Hierbei haben Sie die verblüffend rasche Wirkung der Creme Mouson vor Augen. In Minuten ist die Haut zart und glatt. Sie wissen: so wirkt Creme Mouson zur selben Zeit auf das

Gesicht. Nach 20 bis 30 Minuten streichen Sie die Creme mit einem reinen, zarten Tuch in der Richtung der eingezzeichneten Pfeile vom Gesicht leicht ab. Überrascht und beglückt sehen Sie nun Ihre gebesserte Haut; sie ist rosig geworden und sieht um Jahre verjüngt aus. — Legen Sie heute noch, wie in Zukunft jede Woche, die tiefen-wirksame Creme Mouson-Maske auf.

„Ja?“ sagte sie schwiegend. „Wer ist es denn, diese Freundin?“

Da keine Antwort kam, wandte sie sich um. Lene guckte großäugig zu ihr hin, und mit einem plötzlichen Entschluß sagte sie:

„Dorothea Schluback!“

„Lene!“ stieß Frau Tüllberg hervor, und das Leise ihrer Stimme verstärkte noch den Vorwurf und das ganze Unverstehen, das in diesem einen Worte lag.

Doch Lene sprang auf, sie warf ihre Arbeit auf den Tisch, fuschelte sich an Frau Tüllberg an und sagte hastig und eindringlich:

„Mama, meine geliebte, süße Mama, bitte, tu's! Denn ich will dir alles erklären, und du wirst selbst sagen, ich habe recht. Grigol ist gewiß ein schwer verständlicher Mensch, aber wenn er jemanden so sehr liebt wie Doddi — ich meine wie Fräulein Dorothy Schluback, so muß wohl etwas an ihr sein, und sie kann gar nicht schlecht und böse sein. Ich habe sie bei Frau Konsul Falck gesehen und habe ihr eine Tasse Tee über den Rock gegossen, aber sie hat nur gelacht. Und weil nun auch Ernst-Albert gesagt hat, ich dürfe nichts über sie sagen, außer ich kannte sie, so bin ich einfach mit ihr gegangen, denn ich sagte mir: warum nicht? Sie ist ein junges Mädchen genau wie ich, und was soll sie mir schon tun? Sie hat mir aber überhaupt nichts getan, sondern im Gegenteil, und das wirst du auch sehen, sie ist sogar ein wunderschönes Mädchen.“

Dieses nämlich hatte sich Lene vorgenommen, um ihren Vertrauensbruch an Doddi wieder gutzumachen: sie wollte sie mit ihrer Schwiegermutter aussöhnen. Aber Frau Tüllberg war nicht im mindesten geneigt, sich mit der Person befreunden zu lassen, die ihr, wie sie glaubte, den Sohn entfremdet hatte.

„Ein wunderschönes Mädchen!“ versetzte sie bitter. „Darum handelt es sich nicht. Du bist noch ein wenig unerfahren, Lene.“

„Mama, nein“, entgegnete Lene, hob die Hand und krauste die Stirn, „ich bin bei weitem nicht so unerfahren, wie ihr alle tut und denkt. Erstens bin ich ja auch schon neunzehn Jahre alt und also kein Kind mehr, und zweitens habe ich Doddi eigens angesehen und sie genau geprüft, und ich sage dir: es ist kein Fehl an ihr.“

„Du erinnerst dich wohl nicht der unpassenden Besuche, die dieses junge Mädchen Papa abgestattet hat, zu nachtschlafender Zeit!“ sagte Frau Tüllberg erregt. „Du vergißt wohl, wie sehr sie Grigol seiner Familie entfremdet hat — um nur das, was mich persönlich angeht, zu erwähnen; denn von den anderen Dingen, den reichlich dunklen Umständen, unter denen das Geschäft ihres Vaters seinen Bankrott erklären mußte, davon möchte ich zu dir lieber nicht sprechen, mein Kind!“

„Mama, Doddis Vater . . .“, begann Lene.

Dann schwieg sie, und beide sahen im gleichen Augenblick zur Tür, weil es geklopft hatte. Das adrette kleine Dienstmädchen erschien dort im Dunklen und meldete in ihrer frischen Art:

„Fräulein Lene, Fräulein Schluback ist da.“

Lene blickte mit großen Augen ihre Schwiegermutter an, die aber ganz erstarrt schien, dann schluckte sie und sagte:

„Wir lassen bitten.“

Doddi trat rasch ein. Sie war in weißer Bluse und blauem Schneiderkleid, ohne Hut. Sie streckte in dem tief verdämmerten Zimmer den Kopf ein wenig vor, ließ ein kleines Lachen hören und sagte rauh und resolut: „Abend!“

Lene eilte ihr entgegen, und die beiden jungen Mädchen begrüßten sich mit einem Kuß, was Frau Tüllberg mit einem kurzen, scharfen Atemzug bemerkte, dann zog Lene Doddi an der Hand herbei.

„Es freut mich, Fräulein Schluback“, sagte Frau Tüllberg mit großer Beherbung.

„Mich auch, Frau Tüllberg“, antwortete Doddi und schüttelte die Hand, die sich ihr zögernd entgegenstreckte.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte Frau Tüllberg frostig. „Und du, Lene, sorgst wohl, daß das Mädchen ein bisschen Wein und Gebäck bringt.“

Doddi zog sich einen Stuhl heran. Lene küßte ihre Schwiegermutter schmeichelhaft auf die Schläfe und huschte zur Tür.

Da saßen sich nun im Halbdunkel diese beiden Frauen zum erstenmal so nahe gegenüber, beide ungewöhnlich und ihren Jahren nach schön, beider Gedanken um denselben Menschen kreisend, der der Sohn der einen und der Geliebte der anderen war. Daran dachte Frau Tüllberg auch wohl, als sie ohne jedes Lächeln begann:

„Es war Lenes Einfall, Sie hierher zu bitten.“

„Ja“, antwortete Doddi einfach, „und ich glaube, sie hat recht. Es ist gut, wenn wir uns aussprechen.“

„Ausprechen?“ fragte Frau Tüllberg sehr befreindet.

„Oh, Sie möchten etwas klarstellen?“

„Eigentlich nein“, versetzte Doddi. „Aber ich weiß,

dass Sie — na, sagen wir: ein Mißtrauen gegen mich hegen. Das tut mir leid. Und deshalb möchte ich Ihnen eine Erklärung abgeben: ich liebe Grigol, aber das ist eine Sache für sich. Ich meine, zu irgendwelchen Manövern oder Schleichwegen hat mich das nie veranlaßt. Es wird mich auch nicht dazu veranlassen. Mir liegen Heimlichkeiten nicht.“

„Nein, wirklich, offenbar nicht! Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich auf diese Offenheit nicht vorbereitet war!“

„Es hat ja keinen Sinn, um den heißen Brei herumzustreichen. Ich bin hierhergekommen, um Ihnen die Wahrheit zu sagen.“

„Ihre Aufrichtigkeit, Fräulein Schluback, so wenig ich sie herausgefordert habe, sollte mich gewiß zur Dankbarkeit verpflichten. Aber Sie vergessen, daß es zwischen Müttern und Söhnen Beziehungen gibt, die eine fremde Person nur sehr schwer verstehen kann. Ich habe auch nicht die Absicht, sie zum Thema eines Gesprächs mit einer fremden Person zu machen.“

„Ich will Sie nicht dazu bereuen. Aber ich will Ihnen die Erklärung abgeben, daß ich für meine Person niemals mit Wissen und Willen etwas getan habe, um diese Beziehungen zu stören. Mein Leben und meine Handlungen sind einfach, weil mein Herz einfach ist. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Wahrheit sage.“

„Ich muß Sie nochmals darauf aufmerksam machen“, sagte Frau Tüllberg eisig, „daß ich Sie um diese Eröffnungen nicht gebeten habe.“

„Ich will sie aber trotzdem gemacht haben“, entgegnete Doddi mit einer schönen, kühnen Tugend. „Jemand anderem als Grigols Mutter hätte ich sie bestimmt nicht gemacht, dazu bin ich viel zu eingebildet. Und im übrigen ist es wohl am besten, wenn ich Sie nicht länger störe.“

Sie stand auf, doch Frau Tüllberg hob mit einem Male die Hand. „Nein“, sagte sie zögernd, „bleiben Sie. Behalten Sie bitte Platz.“

Doddi setzte sich wieder, und mit einem kleinen, verlegenen Lachen sagte sie: „Verzeihen Sie mir. Es ist so ein verfluchter Zwang in mir, immer gleich mit dem Wichtigsten herauszuplatzen.“

Frau Tüllberg blickte sie jetzt ruhig, beinahe gütig an. Im Dunkeln konnten sie zwar einander kaum noch erkennen, aber es war doch plötzlich eine ganz andere, neue und erlöste Stimmung in dem stillen Zimmer, in dem nur die unsichtbare Uhr an der Wand verträumt vor sich hin tickte.

„Wie alt sind Sie, mein Kind?“ fragte Frau Tüllberg.

„Zwanzig.“

„Zwanzig“, wiederholte Frau Tüllberg, und es klang fast gerührt. „Ja, Sie sind sehr jung. Sie haben noch den Mut der Jugend. Sie glauben noch, die Wahrheit regelt die Dinge des Lebens.“

„Ach“, meinte Doddi dunkel, „manchmal schwindle ich auch.“

„Ja?“ sagte Frau Tüllberg lächelnd. „Tun Sie das? Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie unfreundlich empfangen habe. Ich hänge sehr an meinem jüngsten Sohn. Es hat mir weh getan, daß er sich damals so . . . so unvermittelt zurückgezogen hat.“

„Ja“, antwortete Doddi nachdenklich, „er ist ein komischer Kerl. Er ist nicht sicher genug.“

„Sie sind klug“, sagte Frau Tüllberg erstaunt. „Nicht sicher genug, sagen Sie . . .“

„Er hat so eine übertriebene Art Rücksichtslosigkeit. Aber eigentlich ist das nur eine Schwäche. Er mißtraut sich. Er denkt, sonst werde er vielleicht doch noch nachgeben und tun, was der andere will. Deshalb ist er auch wohl von Hause wegelaufen. Ich denke mir, das ist so ähnlich, wie wenn ich immer gleich mit allem so grob herausplatze. Ich habe fortwährend Angst, daß ich mich sonst vielleicht aus Freiheit oder Bequemlichkeit drücke, und deshalb sage ich mir: also los!“

„Es tut mir gut, Sie sprechen zu hören, liebes Kind“, sagte Frau Tüllberg und fuhr gegen einen gewissen inneren Widerstand fort: „Sie kennen die Arbeiten meines Sohnes, nicht wahr? Sie mißverstehen mich doch nicht, ich frage nicht aus Mißtrauen, aber — ich hoffe, er befindet sich da nicht in einem Irrtum?“

„Oh“, antwortete Doddi mit aller Ruhe, „er ist ein begabter Hund.“

Sie erschrak selbst vor der Grobheit ihres Ausdrucks, lachte verlegen und fuhr fort:

„Entschuldigen Sie, bitte. Ich wollte sagen: er ist noch sehr jung, aber sicher wird er ein großer Schriftsteller. Er plagt beinahe vor innerer Leidenschaft.“

„Wir wollen es hoffen. Zu einem solchen Beruf ist man nur berechtigt, wenn man etwas Bedeutendes darin leistet.“

„Hm“, meinte Doddi eine Spur märrisch, „das ist mit jedem Beruf dasselbe.“

„Grigol ist eben Schriftsteller“, wiederholte Frau Tüllberg schwiegend, und wäre nicht das Dunkel schon gar so tief gewesen, so hätte man neue Schatten über ihre Stirn huschen sehen, als sie tastend fortfuhr: „Er muß sehr plötzlich zu dieser Einsicht gekommen sein. Fast war es, als sei er mit einemmal von einer dritten Person darüber aufgeklärt worden. Es ging von einem Tag zum anderen.“

Sie verstummte, und auch Doddi schwieg.

„Sie waren es nicht, die ihm dazu riet?“ fragte Frau Tüllberg ganz unvermittelt.

Wieder war es eine Zeitlang still, bevor Doddi antwortete: „Wenn er sich was in den Kopf gesetzt hat, tut er es eines Tages doch. Ich meine, wenn es sich um seine Arbeit handelt. Er ist darin furchtbar fanatisch. Ich glaube, er schlägt bedenkellos jeden über den Haufen, der ihm im Wege stünde.“

„Sie waren es also doch!“ sagte Frau Tüllberg schroff.

„Ja“, antwortete Doddi einfach, „wenn Sie so wollen.“

„Ja!“ rief Frau Tüllberg. „Sie sind wirklich mutig! Ich denke, Sie haben bestimmte Beziehungen nie gestört, so sagten Sie doch!“

„Das habe ich auch nicht“, entgegnete Doddi eher brummig als erregt, „aber der Widerstand, den sein Vater gegen seine Pläne hatte — ihm schien das alles doch verrückt und überspannt, diese Schriftstellerei —, und der Zorn, der sich in Grigol gegen ihn immer mehr ansammelte, weil er ihn zu einem Beruf zwingen wollte, den er verabscheute —, ich weiß nicht, ich hatte das Gefühl, daß das nicht gut gehen werde. Ja, ich riet ihm zu. Aber er wäre auch ohne mich gegangen.“

„Ich habe Ihnen nicht unrecht getan, Fräulein Schluback! Ich habe Sie durchaus richtig gesehen! Schade, daß nicht ein gewisser Takt Sie veranlaßte, eine solche Familienangelegenheit sich dort entscheiden zu lassen, wo sie allein entschieden werden muß, in der Familie! Aber Sie sind nicht überempfindlich, nein! Sonst hätten Sie wohl auch bedacht, daß einige Ihrer anderen Unternehmungen mindestens als Taktlosigkeiten empfunden werden müßten, ich meine zum Beispiel die Besuche, die Sie meinem Mann abstatte — in allen möglichen Angelegenheiten und zu allen möglichen Zeiten!“

„Kann sein“, gab Doddi nachdenklich zu, „daß ich's lieber nicht hätte machen sollen.“

„Am Ende“, sagte Frau Tüllberg mit einem kleinen, bösen Lachton, der deutlicher als all ihre Erregtheit die schroffe, unbarmherzige Feindschaft ihres Herzens verriet, „am Ende betrachteten Sie sich schon halb und halb als zur Familie gehörig?“

Auch Doddi lachte ein kleines, rauhes Lachen.

„Ja“, sagte sie, „halb und halb — wenn Sie so wollen.“

„Oh, ich will durchaus nicht!“ rief Frau Tüllberg plötzlich ganz unbbeherrscht, und es war, als breche mit einemmal der ganze Haß aus ihr hervor. „Geben Sie sich darüber keinen falschen Hoffnungen hin! Nicht wahr, ich schulde Ihnen die gleiche Offenheit, die Sie mir bewiesen und beweisen! So hören Sie also: Sie haben niemals Vertrauen bei mir genossen und werden es nie genießen! Daß ich's Ihnen nur in aller Deutlichkeit sage: mein Mißtrauen ging weiter, als Sie sich dachten! Ich war mir nicht einmal darüber im Klaren, ob Sie an jenem seltsamen Bittgang, den Sie vor Jahresfrist zu meinem Mann unternahmen, nicht in einem noch persönlicheren Sinn als nur für Grigol interessiert waren!“

„Da haben Sie ganz recht“, versetzte Doddi düster, „das war ich auch — leider. Aber schließlich, was hätte Grigol auch mit dreitausend Mark tun sollen? Er hatte achthundert Mark Schulden und brauchte hundert Mark im Monat.“

„Sie verstehen sich weiß Gott auf Überraschungen!“ rief Frau Tüllberg fassungslos. „Sie haben das Geld für sich gebraucht? Und das sagen Sie ohne weiteres? Wissen Sie, daß der Frieden meines Hauses dadurch unterwühlt worden ist? Wissen Sie, daß die Meinungsverschiedenheiten, die ich wegen dieses Geldes mit meinem Mann hatte, die ersten ernsthaften in unserer langen Ehe waren? Für Sie, Fräulein Schluback? Für Sie, die ich weder kannte, noch zu schätzen auch nur den mindesten Anlaß hatte! Wissen Sie, wie man das nennt, wenn man vergleichende Bittgänge auf eines anderen Menschen Namen unternimmt, dazu im Namen eines Menschen, der dem, den man angeht, so nahe steht wie in diesem Falle Grigol uns? Ich nenne es — Betrug!“

(7. Fortsetzung folgt.)

20 Jahre Zwangsarbeit und 1 Frank

Der Fall Plewickaja

von

ALFRED GERIGK

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

In Paris findet der Prozeß gegen die Plewickaja statt. Ihr Mann, der General Skoblin, leitete am 22. September 1937 die Entführung des Generals Eugen von Miller, des Führers des allrussischen Militärverbandes in Frankreich. Skoblin hatte nach außen hin stets den Freund und Anhänger Millers gespielt, im geheimen war er Agent der Sowjets. Er ist an dem gleichen Septembertage geflüchtet, niemand weiß, wo er geblieben ist. Seine Frau, die als seine Mitläuferin gilt, steht nun vor Gericht, der Andrang zu der spannungs- und ausschlußreichen Verhandlung ist sehr groß. Der Präsident des Gerichtshofes, Delegorgue, fordert sie auf, ein Geständnis abzulegen und zu sagen, ob Miller noch lebe. Sie antwortet nur, daß sie nichts wisse, ganz und gar nichts. Nun marschieren die Zeugen auf, man erfährt, daß das Ehepaar Skoblin von 1931 bis 1935 jährlich 90- bis 100 000 Franken ausgegeben hat. Die Quelle, aus der das Geld floß, ist unbekannt. Die Beweisführung geht dann um die Frage: Waren die Skoblins weiß oder rot? Waren sie Agenten der Sowjets?

A usführlich erzählt der Oberst Fessodenko, jetzt ebenfalls Droschkenschofför wie so viele andere russische Emigranten in Paris, daß Skoblin schon 1932 versucht habe, ihn als Agenten der GPU zu gewinnen. „Um in Wirklichkeit den Weihen zu dienen“, so hat Skoblin damals gesagt. Aber ihm, Fessodenko, erschien dieser Vorschlag zu verdächtig, um darauf einzugehen.

„Kannten Sie Frau Skoblin?“
„Nur vom Hörensagen.“
„Was hörten Sie über Frau Skoblin?“
„Es hieß immer, daß sie die Hosen des Generals trage.“

Die Plewickaja steht auf und spricht zu ihrem Dolmetscher. „Ich sehe diesen Mann hier zum ersten Male“, erklärt sie, „und ich verbitte mir, daß er auf meine Kosten Witze macht.“

Nochmals ruft man den Kavalleriegeneral Schatilow vor. Er war acht Jahre engster Mitarbeiter des Generals Kutjepow, der Millers Vorgänger war und auf die gleiche geheimnisvolle Weise entführt wurde.

„Nach dem Verschwinden Kutjepows“, so sagt er aus, „fiel mir auf, daß die Plewickaja täglich bei Frau Kutjepow erschien, wenn ich über unsere Bemühungen berichtete, den General wiederzufinden. Ich bin der Meinung, daß die Skoblins schon damals Agenten im Dienste der Sowjets waren.“

Aber die Plewickaja widerspricht heftig mit kurzen, stotternden Ausgesprochenen Sätzen. „Frau Kutjepow konnte Schatilow nicht leiden. Sie sprach immer sehr ablehnend und mit Abscheu von ihm. Im übrigen bin ich sehr selten bei Frau Kutjepow gewesen.“

„Eine neue Lüge zu vielen anderen“, ruft Frau Millers Anwalt, Maître Ribet.

Dem Gericht wird ein Brief der Frau Kutjepow vorgelegt, die jetzt in Süßlawien lebt, und die kein Bittum für die Zeugenauslage in Frankreich erhalten hat: „Nach der Entführung meines Mannes“, so schreibt Frau Kutjepow, „war die Plewickaja beinahe jeden Tag bei mir, sie war so über jede Einzelheit der Untersuchung auf dem laufenden. Skoblin und die Plewickaja haben mir oft gesagt, daß mein Mann noch lebe. Wenn ich sie fragte, woher sie das wußten, antwortete die Plewickaja, sie habe es im Traum aesehen.“

Die Verteidigung gibt Skoblin preis

Die Verteidigung spürt, daß sie eingreifen muß, um den ungünstigen Eindruck zu verwischen, den diese Zeugenauslagen gegen die Plewickaja hervorrufen.

„Ich bitte den Zeugen Mazylew zu fragen“, so erklärt Maître Philonenko, „ob es richtig ist, daß die Plewickaja während des Bürgerkrieges seinen beiden Brüdern das Leben gerettet hat?“

Der ehemalige Hauptmann Mazylew, Sekretär in der Vereinigung der russischen Frontkämpfer, bestätigt das.

Maître Philonenko glaubt noch einen zweiten Beweis für die Plewickaja in Händen zu haben: „Ist es dem Gerichtshof bekannt“, so ruft er aus, „daß Frau Skoblin sich für den Zaren eingesetzt hat, als er bei Ausbruch der Revolution entthron wurde?“ Und mit einer großen Geste fordert er die Angeklagte zum Sprechen auf.

Mit kleinen ruckweisen Kopfbewegungen erzählt die Plewickaja in russischer Sprache: „Meine Heimat wurde damals in Stücke gerissen...“ Man hört aus den Reihen der russischen Zuschauer Lachen und halblautes Getuschel: „Komödiantin! Sie spielt wieder Theater!“

Die Plewickaja ist einen Augenblick verwirrt. Aber als der Dolmetscher den ersten Satz übersetzt hat, fährt sie doch mit merkwürdig abgehackten kurzen Sätzen fort: „Journalisten kamen mich fragen, ob ich den Zaren oft gesehen habe. Ich sollte erzählen, daß ich ihn betrunknen gesehen habe. Das konnte ich nicht. Ich habe von dem Zaren alles gesagt, was ich wußte. Alles Herrliche, alles Gute habe ich gesagt. Ich habe gesagt: der Zar ist ein großer Mensch, dessen Tränen Perlen wert sind.“

Ganz aufgereggt ist die Plewickaja bei dieser Aussage, und sie starrt verwundert in den Saal, als die Übersetzung des Dolmetschers lautes Gelächter hervorruft.

Maître Ribet erhebt sich zur Antwort: „Eine Sängerin, die in ihrer Glanzzeit einen Brillantschmuck vom Zaren erhielt, hat Gutes vom Zaren gesagt. Was weiter? Wollen Sie damit behaupten, daß ein Mensch

in zwanzig Jahren nicht seine politische Meinung ändern kann? Kennen Sie nicht genügend Fälle, in denen Weisse zu den Roten übergetreten sind und umgekehrt? Sprechen Sie doch von Skoblin — um Skoblin geht es hier!“

Da kommt es zu einer der Sensationen dieses Prozesses. Handeln die Verteidiger auf Verabredung? Ist es ein plötzlicher Einfall, der in den Gerichtssaal geworfen wird?

Der zweite Verteidiger springt auf — Maître Schwab. Er ist jung, mit voller, schwarzer Lockenmähne, mit dunklen, großen, stechenden Augen, mit scharfgeschnittener Nase. Die Art, wie er den schwarzen, mit weißen Pelzstreifen besetzten Schal seiner Robe dann und wann nach hinten über die Schulter wirft, soll Sympathien bei einem Publikum werben, das für Pathos und Gesten und Temperament viel Verständnis hat.

Maître Schwab springt auf und ruft mit blickenden Augen in den Saal: „Die Verteidigung der Frau Skoblin schließt in keiner Weise eine Zustimmung zu der Tätigkeit und zu den Methoden ihres Mannes in sich!“

Große Aufregung am Richtertisch, auf den Geschworenenbänken, auf den Plätzen der Anwälte und im Zuschauerraum.

Raum versteht man den Präsidenten Delegorgue, wie er zu Schwab hinaufruft: „Wie denkt Ihre Klientin darüber, daß Sie von Skoblin abrücken? Lassen Sie durch den Dolmetscher fragen!“

Die Plewickaja sieht den jungen Verteidiger mit jenem Blick an, den Frauen haben, wenn sie einem Mann Freundlichkeiten sagen wollen — mit einem schnellen Blick, der vom Haarsaum über das ganze Gesicht streicht. Dann antwortet sie mit einem einzigen französischen Wort: „Vollmacht!“ Und nun fährt sie auf russisch fort: „Ich habe meinen Verteidigern unbeschränkte Vollmacht gegeben. Er ist mein Verteidiger“, sie wendet sich zu Schwab, „und er weiß, wie er mich zu verteidigen hat!“

In dem Lärm, der immer noch andauert, hört man die Stimme des Anwalts Ribet, des Vertreters der Frau Miller: „Nun also! Frau Skoblin läßt ihren Mann fallen! Immerhin ein Ergebnis!“

„General Plewickaja“

Im Gerichtssaal bilden sich Parteien in diesen Tagen und Stunden der Zeugenernehrung. Die Verteidigung hat schwere Schläppen erlitten — darüber sind sie sich alle einig, wie sie da auf den Zuhörerbänken der Anwälte nebeneinander sitzen: blonde Mädchen in der Anwaltsrobe neben einer Indochinesin mit straff zurückgekämmtem glänzend-schwarzem Haar — würdige, rund-

Die Ästhetik einer modernen Cigarettenfabrik



Der Fabrikations-Tabakspeicher für die Zusammenstellung von Mischungsblocks.

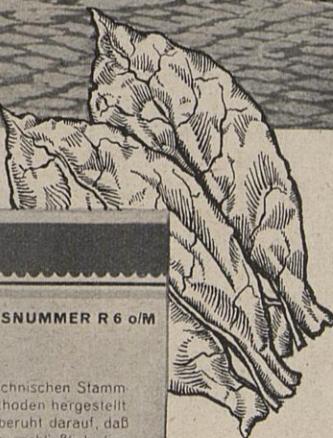
ERNTEN 34 BIS 36 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGNSNUMMER R 6 o/M

1

Diese Cigaretten werden in den Fabrikationsanlagen unseres technischen Stammwerkes in Hamburg-Bahrenfeld nach ~~alten~~ völlig neuen Methoden hergestellt. Der ungewöhnlich zarte und reine Charakter dieser Mischung beruht darauf, daß sämtliche Tabake zweimal fermentiert werden. Der Filter wird ausschließlich ohne Mundstück hergestellt. Die Hauptzutaten stammen aus folgenden Drittikten: D. S. A. Neapel, Java, X. A. Akkord, Sindag, Eudemich, Siamum.

REEMTSMA
SORTIE
»R 6« o/M

H. F. & PH. F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + WERK HAMBURG



*doppelt
fermentiert*
4

liche, rotwangige französische Juristen neben einem Negeranwalt mit weiß-gelockten Haaren auf dem schwarzen Schädel und mit großer Nickelbrille auf der Nase. Aber was bedeutet schon eine Schlappe der Verteidigung am Anfang der Verhandlung für das schließliche Urteil?

„Die Verteidigung hat Skoblin preisgegeben — sie tritt den Rückzug an!“ so sagen die Gegner der Plewitskaja im Zuschauerraum.

„Was hat das mit der Schuld der Angeklagten zu tun? Skoblin wird in Abwesenheit verurteilt werden, der ist weit weg! Und wie viele Ehepaare gibt es, bei denen die Frau nicht weiß, was der Mann tut!“

„Hat die Plewitskaja die dunklen Machenschaften Ihres Mannes gekannt?“

Das ist die große Frage, über die man auf den Zuhörerbänken streitet. Das ist die große Frage für Anklage und Verteidigung.

„Alle Zeugenaussagen in der Voruntersuchung stimmen darin überein“, so wendet sich der Präsident an die Plewitskaja, „dass Sie, Madame, einen bestimmenden Einfluss auf ihren Mann ausgeübt haben. Sie sind sehr intelligent, Angeklagte, Sie haben als die Ältere ihren Mann gelenkt und in seiner ganzen Lebensführung geleitet.“

Die Plewitskaja macht ein schelmisches Gesicht unter ihrem kurzen schwarzen Schleier: „Sie schmeicheln mir, Herr Präsident.“ Sie überlegt einen Augenblick. „Sie tun, als ob ich klug bin wie ein Minister.“ Wieder eine kleine Pause. „Aber ich habe niemals den Verstand eines Ministers gehabt. Ich bin eine einfache Frau.“

„Sie haben doch aber die Unternehmungen Ihres Mannes genau gekannt, Sie waren doch ein Ehepaar, das sehr glücklich zusammen lebte.“

„Wir haben geheiratet. Ich habe meinem Mann versprochen, dass ich mich niemals in militärische oder politische Dinge mischen würde“, antwortet sie lächelnd. Und schimpfisch setzt sie hinzu: „Ich habe meine Nase nicht in alles gesteckt, deshalb haben wir glücklich zusammen gelebt.“

„Alle Zeugen sagen das Gegenteil aus.“

Die Plewitskaja zuckt die Achseln und antwortet nicht.

Wieder beginnt der Aufmarsch der Zeugen. Da erscheinen zwei russische Journalisten, die die Verteidigung geladen hat.

„Die Frau regierte in dieser Ehe“, sagt der eine aus. Und der andere fügt hinzu: „Skoblin hatte einen Spitznamen, der für einen Mann ungewöhnlich ist. Soldaten haben oft ihre Spitznamen, aber das man sonst einen Soldaten nach seiner Frau nennt, habe ich noch nicht gehört. Skoblin hieß allgemein ‚General Plewitskaja‘.“

Auch General Schatilow wird gefragt, wie die Eheleute zueinander standen. „Die Plewitskaja“, so meint er, „war der böse Dämon Skoblins. Sie beherrschte ihn durch ihren schärferen Verstand, durch ihr reiferes Alter, durch ihre guten Beziehungen und durch die genaue Kenntnis seines Charakters.“

Vom Tisch der Nebenkläger fragt Maître Ribet: „Wollen Sie wenigstens gestehen, Frau Skoblin, dass Sie den Schlüssel zur Geheimschrift Ihres Mannes kannten?“

Die Plewitskaja hebt pathetisch die rechte Hand: „Ich schwör, dass ich nichts davon weiß.“

Das ist anscheinend auch der Verteidigung ein wenig viel, denn plötzlich fällt Maître Schwab der Angeklagten ins Wort: „Bei den Konzerttouren, die meine Klientin gemeinsam mit ihrem Mann unternahm, lief die Korrespondenz des Mannes unter dem Namen der Frau. Es ist ganz natürlich, dass sie auch die Briefe öffnete, die an ihn kamen.“

„Und entzifferte sie die Briefe dann auch gleich?“ ruft Ribet dazwischen.

Der Vorsitzende winkt den beiden Anwälten ab und fährt fort: „Auf den Namen der Angeklagten ließen zahlreiche politische Briefe ein. Die Absender verboten ihr manchmal geradezu, ihren Mann über den Inhalt zu unterrichten.“ Er wendet sich zur Angeklagten: „Ist es richtig, Frau Skoblin, dass Sie sogar einmal erfasst haben: General Miller sei kein Führer, und man müsse ihn durch einen anderen Mann wie etwa den General Schatilow ersehen?“

mit Nummern bezeichnet werden. Sie soll feststellen, ob diese Agenten noch über Geld verfügen, oder ob man sie neu versorgen müsse.

Der zweite Brief bezieht sich auf einen direkten Eingriff der Plewitskaja in die Politik. Sie hat geschrieben: „Der General Miller erscheint mir zu alt, um weiterhin Führer seiner Organisation sein zu können“ — ein allgemeines lautes Ah! geht durch den Saal, denn gerade diese Behauptung hat die Plewitskaja kurz zuvor als Verleumdung bezeichnet. Aber es wird wieder still, als nun ein Antwortbrief des Generals Abramow verlesen wird, eines anderen weißrussischen Generals, der bestätigt, dass Miller nicht in allem vollkommen sei. „Aber“, so heißt es in dem Brief weiter, „was wollen Sie? Wen könnte man an seine Stelle setzen?“

Alle Blicke sind auf die Anklagebank gerichtet, aber die Plewitskaja sitzt wieder einmal still und in sich versunken, den Kopf auf die schwarzbeflockten Hände gestützt, den Blick zu Boden gerichtet.

Der Verteidiger Philonenko sucht den Eindruck zu verwischen. Er reicht dem Dolmetscher einen Brief: „Was sagen Sie zu dieser Schrift, und was sagen Sie zum Stil dieses Briefes?“

„Es ist die Schrift der Plewitskaja. Der Brief ist in schlechtem Russisch und in fehlerhafter Rechtschreibung geschrieben.“

Maître Philonenko wendet sich triumphierend mit einer großen Geste zur Geschworenenbank, dann fragt er von neuem den Dolmetscher: „Kann ein Mensch, der die Rechtschreibung nicht beherrscht, eine Geheimschrift entziffern?“

„Sicherlich kann ein ungebildeter Mensch mit einer Geheimschrift nicht umgehen“, antwortet der Dolmetscher. „Aber die Plewitskaja ist nicht in diesem Sinne eine einfache Frau. Sie hat mir den Eindruck einer Frau mit viel natürlicher Klugheit und Begabung gemacht. Sie weiß, was sie will und was um sie vorgeht. In der Voruntersuchung fand sie sich in politischen Fragen sehr gut zurecht. Eine solche Frau kann durchaus in der Lage sein, eine Geheimschrift zu lesen, auch wenn sie Bildungslücken hat.“

Schon wieder eine Schlappe der Verteidigung? Der Präsident wendet sich fragend zur Angeklagtenbank: „Und Ihr Schwur, dass Sie keine Geheimschrift kennen, Madame Skoblin? Und Ihre Versicherung, dass Sie sich nie um politische Dinge gekümmert haben? Und Ihre Entrüstung, dass Zeugen behauptet haben, Sie hätten den General Miller für unfähig erklärt?“

Die Plewitskaja antwortet wieder in ihren kurzen Sätzen. „Der Herr Sachverständige hat mir Komplimente gemacht. Ich bin glücklich über so viele Komplimente. Aber wenn ich klug bin, bin ich nicht schlecht. Zum Bösen habe ich meinen Verstand nicht gebraucht. Gemeinden habe ich nicht begangen.“

Was bedeuten solche allgemeinen Versicherungen nach den Aussagen der Zeugen, nachdem man so viele Erklärungen der Plewitskaja widerlegt hat? Ist niemand da, der zugunsten der Plewitskaja aussagt?

Die Verteidigung hat einen Zeugen laden lassen, der nachweisen soll, dass die Plewitskaja unerfahren und ganz auf ihren Mann angewiesen war.

„Die Plewitskaja kannte Paris fast gar nicht“, so sagt der Musiker Labinitski aus, der die Plewitskaja bei ihren Konzerten auf dem Klavier begleitet hat. „Immer fuhr sie im Auto ihres Mannes. Nur wenn ihr Mann sie begleitete, kam sie pünktlich zu den Konzerten. Sonst kam sie zu spät, und dann entschuldigte sie sich immer damit, dass sie sich in der Untergrundbahn verirrt hätte.“

Präsident Delegorgue winkt ab: „In der Untergrundbahn sollen sich sogar geborene Pariser verirren!“ Und durch den Saal geht ein leises Lächeln bei dem Gedanken an das unterirdische Labyrinth, das mit seinen Umsteigestationen, mit seinen vielfach übereinander gelagerten Schächten, mit Treppen, langen Verbindungsschlängen und Wegweisen den eiligen Pariser oft genug zur Verzweiflung bringt.

Mehr weiß der Zeuge Labinitski, den die Verteidigung geladen hat, nicht auszusagen.

„Ist das der einzige Entlastungszeuge, den die Verteidigung in vierzehn Monaten gefunden hat?“ fragt man sich in den Verhandlungspausen bei den Korridor-



„Ich kann mich nicht daran erinnern“, das ist die immer wiederkehrende Antwort der Plewitskaja.
(Neben ihr der Dolmetscher.)

Die Plewitskaja schüttelt den Kopf. „Alles Verleumdungen.“

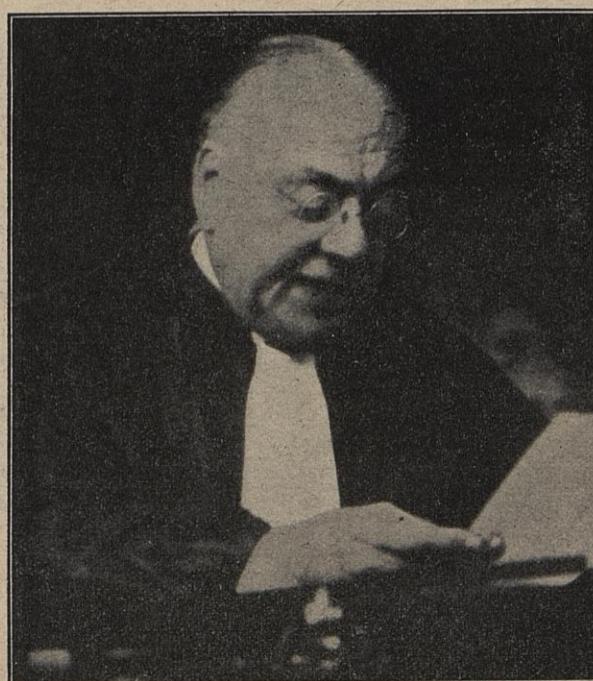
Aber dann sagt der vereidigte Sachverständige aus. In dem Landhaus der Skoblins hat man über zwanzigtausend Schriftstücke gefunden, die er durchlas und übersetzte.

„Aus keinem der Papiere“, so betont er, „geht klar und einwandfrei hervor, dass Skoblin Beziehungen zu den Sowjets unterhielt.“

„Das ist ja wohl die geringste Vorsichtsmaßnahme bei einem Agenten, der verschiedenen Auftraggebern dient“, bemerkt Ribet zu dieser Feststellung.

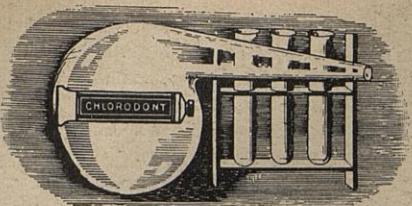
„Unzählige Briefe“, so fährt der Dolmetscher fort, „beginnen mit der Anrede: ‚Sehr geehrte gnädige Frau‘, und sie wimmeln von politischen Betrachtungen und Mitteilungen. Ob aber mit dieser Anrede immer die Plewitskaja gemeint ist, weiß ich nicht. Immerhin tragen einige Briefe die Anrede: ‚Nadeschda Wassiljewna‘, also die Vornamen der Angeklagten.“

Unter atemloser Spannung werden zwei dieser Briefe verlesen. Der eine bittet Nadeschda Wassiljewna, sich um ein Dutzend Geheimagenten zu kümmern, die



Ruhig, sicher, in allen Verhandlungstürmen ungerührt thront Präsident Delegorgue über der Verhandlung.

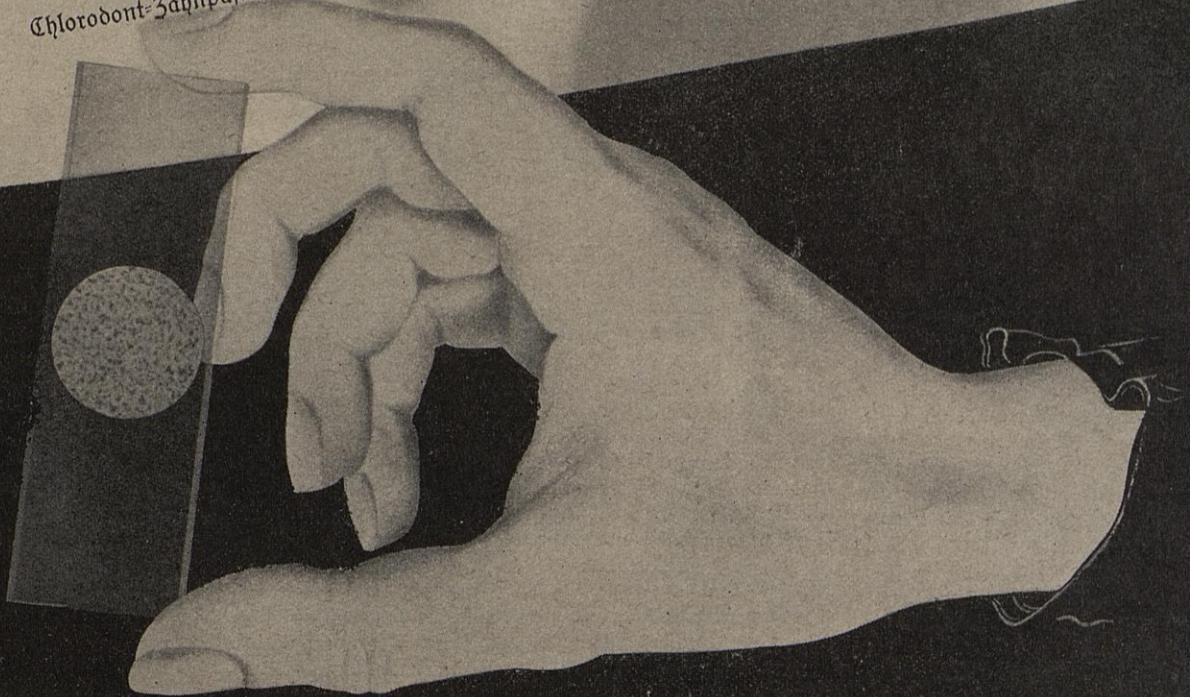
Associated Press (2)



Aus unserem Laboratorium

Ein Chemiker erklärt ein Qualitäts-Merkmal

Oft wird die Frage aufgeworfen, worin der wichtigste Vorzug einer guten Zahnpaste besteht. Die Antwort unseres Chefchemikers lautet: „In dem Pußkörper! Die Mitroaufnahme hier unten zeigt deutlich, wie fein und hochporös der Chlorodont-Pußkörper — er trägt den Namen Mitrofoll — beschaffen ist. Im Gegensatz zu ungeeigneten Zahnpulpmitteln, deren Pußkörper scharfe, kleine Sandkörper enthalten und die deshalb den Zahnschmelz zerkratzen, reinigt Chlorodont die Zähne sehr gründlich und doch schonend. Der fast körperlose Mitrofoll-Pußkörper wirkt dabei als Schmutz-Magnet. Man hat festgestellt, daß er den häßlichen Zahnbefall besonders schnell beseitigt. Den guten Ruf der Chlorodont-Zahnpaste verdanken wir vor allem der überlegenen Qualität des Mitrofoll-Pußkörpers.“



chlorodont

die Qualitäts-Zahnpaste

gesprächen. Für die Anwälte aller Altersklassen ist dieser große Prozeß, der aus der täglichen juristischen Kleinarbeit herausragt, eine Art praktischen Anschauungsunterrichts, bei dem man zulernen will.

„Entlastungszeugen oder Belastungszeugen, das ist ganz gleichgültig. Im Grunde genommen wissen alle nichts. Immer nur Vermutungen und Behauptungen. Tatsachen sind für ein Urteil nötig, Tatsachen!“

„Warten Sie ab! Es werden genügend Tatsachen kommen, wenn man von der Entführung und von dem famosen Alibi spricht.“

Eine Fülle von „strategischen Fehlern“

Vor dem Gerichtshof treten die Zeugen jener grauenvollen Nacht nach der Entführung auf, als Millers nächste Mitarbeiter, als Millers Frau und Kinder ratlos dem Ereignis gegenüberstanden, das sie noch nicht begriffen.

„In jenem 22. September“, so faßt der Präsident den Tatbestand zusammen, „verließ General Miller sein Büro kurz vor halb ein Uhr mittags. Dabei gab er seinem engsten Mitarbeiter, dem General Kussonski, einen verschloßnen Brief mit den Worten: „Ich muß zu einer Verabredung. Hier ist ein Brief. Nehmen Sie ihn an sich. Denken Sie nicht, daß ich verrückt bin.öffnen Sie den Brief nur, wenn ich nicht wiederkommen sollte.“ Diesen Brief hat General Kussonski erst um 11 Uhr abends geöffnet.“

Der Präsident macht eine kurze Pause, dann fährt er fort: „Was stand in dem Brief? General Skoblin, so hieß es darin, habe eine Zusammentkunft mit einem deutschen Offizier und einem deutschen Diplomaten zu stände gebracht, mit denen man sich an der Ecke Rue Jasmin und Rue Raffet um halb eins treffen würde. Sehr schnell ergab sich später, daß die angeblichen Deutschen, die Skoblin genannt hatte, gar nicht existieren. Mag sein, so fuhr der Brief fort, daß es eine Falle ist. Deshalb hinterlasse ich für alle Fälle diesen Zettel, das sind die letzten Worte, die man von General Miller kennt.“

Unten, am Tisch der Nebenkläger, spricht der Sohn des entführten Generals Miller seiner Mutter beruhigende Worte zu. In der Anklagebank sitzt die Plewitskaja mit völlig starrem Gesicht und mit Augen, die ins Leere gehen.

„Meine Herren Geschworenen“, erklärt der Präsident, „wenn jener Brief nicht ungeöffnet in einem Schreibtisch bis zum späten Abend gelegen hätte, wenn man rechtzeitig die Polizei benachrichtigt hätte — wer weiß, ob wir dann heute nicht mit aller Klarheit wüßten, wer es unternommen hat, auf französischem Boden dieses Verbrechen vorzubereiten und durchzuführen! So aber müssen wir mühsam aus kleinen Anzeichen und aus Aussagen der Zeugen die Wahrheit zu erkunden suchen.“

General Kussonski ist der wichtigste unter den Zeugen. Mit hastigen kleinen Schritten geht er zu der Schranke, die für die Zeugen errichtet ist. Steif aufgerichtet schildert er die Ereignisse des Tages und der späten Nacht: Wie er den Brief öffnete, wie er Skoblin suchen ließ, wie er Skoblin vernahm.

„General Miller?“ antwortete Skoblin. „Ich habe ihn seit gestern nicht gesehen.“ Kussonski macht sageweise seine Aussagen auf russisch, und sageweise übersetzt der Dolmetscher. „Aber wir haben Beweise, hier ist ein Dokument, hielt ich ihm entgegen. Skoblin wurde bleich, gab aber keine Antwort. Sie haben sich um 12.30 Uhr mit General Miller getroffen“, rief ich ihm zu. Skoblin schlug sich an die Stirn: „Um 12.30 Uhr? Da habe ich ja mit meiner Frau in der Konditorei Serdetschni gefrühstückt.“ Ich sah den Admiral Kedrow an, der mit mir im Zimmer war, und sagte: „Dann müssen wir zur Polizei gehen.“ Skoblin verließ als erster das Zimmer, während ich Admiral Kedrow noch zurückhielt. Als wir auf die Straße kamen, war Skoblin nicht mehr zu sehen.“

„Was unternahmen Sie darauf?“

„Ich regte mich zunächst gar nicht auf. Ich dachte, er sei mal für einen Augenblick verschwunden.“

Die nächsten Worte gehen in lautem Gelächter unter. Die atemlose Spannung, das Gefühl, Zeuge eines tragischen Geschehens zu sein, ist auf einen Schlag aus dem Gerichtsaal wieder verschwunden. Die Vernehmung wird zur wichtigen Konversation.

„Warum trieben Millers letzte Worte vor seinem Fortgehen Sie nicht an, den Brief früher zu öffnen.“

„Was Miller sagte, wunderte mich mehr, als daß es mich aufregte. Ich schloß den Brief ein, ging nach Hause und wollte abends wieder anrufen.“

„Und warum haben Sie nicht angerufen?“ General Kussonski schweigt und zuckt die Achseln.

Der Präsident kann ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Verzeihen Sie, Herr General, aber bei einem alten Soldaten muß ich sagen: Das war ein strategischer Fehler. Und warum ließen Sie Skoblin allein auf die Straße gehen?“

„Ich lebe ein normales Leben, Herr Präsident, da denkt man nicht gleich, daß solche Dinge möglich sind.“

„Ein zweiter strategischer Fehler, Herr General. Wenn Sie etwas mehr Geschick bewiesen hätten, dann säße Skoblin jetzt hier neben seiner Frau auf der Anklagebank.“

General Kussonski schweigt einen Augenblick. Dann antwortet er halblaut: „Ich weiß, daß ich eine schwere Schuld auf mich geladen habe. Aber selbst wenn ich den Brief früher geöffnet hätte — an der Entführung General Millers hätte das doch nichts geändert.“

Aus der Bank der Anwälte hört man die halblauten Bemerkung: „Jetzt wissen wir auch, warum die Weißrussen den Krieg gegen die Bolschewisten verloren haben.“

Dann steht Admiral Kedrow an der Zeugenschranke — einst Kommandant der zaristischen Schlachtschiffdivision in der Ostsee, ein Mann, der neben den höchsten russischen Orden das Kreuz der französischen Ehrenlegion trägt.

„Warum hielt General Kussonski Sie in dem entscheidenden Augenblick zurück, so daß Skoblin fliehen konnte?“

„Als ich ins Vorzimmer ging, um meinen Mantel überzuziehen, fasste General Kussonski mich am Ärmel und flüsterte: „Kommen Sie noch einen Augenblick zu mir.“ Im Zimmer fragte er mich dann: „Finden Sie nicht auch, daß Skoblins Verhalten sehr sonderbar ist?“

„Und wegen dieser unbedeutenden Frage ließ er Skoblin entfliehen? Können Sie sich das erklären, Herr Admiral?“

Kedrow sucht in seinem klaren, gewandten Französisch zu erklären, was seit jener Nacht in der Seele der unmittelbar Beteiligten vorgegangen ist. „Sie müssen verstehen, Herr Präsident, wir hatten zuerst doch gar keinen Verdacht gegen Skoblin. Ich hielt Skoblin zwar seit langem für einen moralisch nicht ganz gefestigten Menschen. Wenn wir auch nur geahnt hätten, daß er ein bezahlter Sowjet-Agent war, wäre es ja nie zu der Vernehmung in unserem Büro gekommen. Jetzt sieht das alles anders aus. Aber damals —, er macht eine abwägende Handbewegung, „damals war er für uns doch eben ein russischer General.“

Die Verteidigung glaubt wieder einmal, daß eine günstige Gelegenheit gekommen sei, in die Verhandlungen einzutreten. „Welche Fülle von Widersprüchen und Unklarheiten!“ ruft einer der Verteidiger. „Warum hat General Kussonski nicht telefoniert? Warum hat er den Admiral Kedrow zurückgehalten? Das sieht ja fast aus, als wollte man Skoblin eine Gelegenheit zum Entkommen geben. Und warum hat man sogar noch auf der Straße gezögert, die Verfolgung aufzunehmen?“

Aber als der Präsident in den Seufzer ausbricht: „Eine Fülle von strategischen Fehlern“, hat er die Lacher auf seiner Seite, und die Verteidigung verzichtet darauf, ihre Fragen zu vertiefen.

„Was geschah weiter, meine Herren Geschworenen?“ führ der Präsident fort. „Auf der Straße standen in tiefer Nacht der General Kussonski, der Admiral Kedrow und der Oberst Mazylew, den man ausgesucht hatte, um Skoblin aus seinem Hotel zu holen. Admiral Kedrow hat ausgesagt, daß er sofort die Polizei benachrichtigt wollte. Aber General Kussonski und Oberst Mazylew wollten erst noch nachsehen, ob Skoblin nicht in sein Hotel Paz zurückgekehrt sei. Halt! Der Zeuge Mazylew ist im Saal anwesend. Herr Mazylew, Sie haben in der Voruntersuchung ausgesagt, daß Sie General Millers Brief noch nicht kannten, daß es Ihnen aber verdächtig erschien, als Skoblin aus dem Zimmer Kussonskis kam und auf dem Korridor an Ihnen vorbei zur Treppe lief. Warum haben Sie Skoblin nicht festgehalten?“

Mazylew steht steif aufgerichtet an der Zeugenschranke: „Skoblin war General, Herr Präsident. Ich bin nur Oberst.“

Der Präsident zuckt die Achseln und macht eine entmutigte Handbewegung. „Und wie verhielt sich nun Madame Skoblin? War Ihr Mann denn gar nicht erstaunt, Angeklagte, als man ihn mitten in der Nacht aus seinem Hotel holte?“

Die Plewitskaja schüttelt den Kopf. „Nein. Er zog sich an und ging fort.“

„Was geschah“, so wendet sich der Präsident zu den Zeugen, „als Sie nach Skoblins Verschwinden zum zweiten Male in das Hotel kamen?“

Admiral Kedrow spricht zuerst: „Als wir vor dem Hotel aus dem Auto stiegen, rief die Plewitskaja mir aus dem Fenster zu: „Kommen Sie doch heraus, Admiral! Ich antwortete: „Wir haben keine Zeit, wir müssen zur Polizei.““

Oberst Mazylew war es, der Skoblin nochmals in seinem Hotelzimmer suchen sollte. „Als ich die Zimmertür öffnete“, so sagt er aus, „rief mir die Plewitskaja zu: „Wo ist mein Mann? Was habt Ihr mit ihm gemacht? Habt Ihr irgendeinen Verdacht gegen ihn? Er ist imstande, sich zu erschießen!“

Der ganze Saal begreift, was an dieser Aussage hängt, und alle Blicke wenden sich zur Anklagebank, als der Präsident fragt: „Haben Sie das gesagt, Angeklagte?“

Aber mit gleichgültigem, unbeteiligtem Gesicht gibt die Plewitskaja Antwort: „Daran kann ich mich nicht erinnern.“

Ich hatte Angst, allein zu sein

„Ich will versuchen, Ihrem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen“, erklärt der Präsident. „Am frühen Morgen wurden Sie in Ihrem Hotelzimmer zum ersten Male polizeilich vernommen und gaben dabei ein auffallend genaues Alibi. Kaum waren die Polizeibeamten verschwunden, so gingen Sie selbst aus dem Hotel und tauchten erst einen Tag später gegen Mittag in einer der russischen Vereinigungen wieder auf. Dort wurden Sie verhaftet. Warum steckten Sie dabei der kleinen russischen Bekannten, die man als Dolmetscherin zugelassen hatte, das Notizbuch Ihres Mannes zu?“

„Meine Handtasche war zum Platzen voll.“

„Das Notizbuch, in dem Ihr Mann die Verabredung mit General Miller notiert hat, ist ein kleiner Taschenkalender, wie man ihn in die Weste steckt. Es ist immerhin sonderbar, daß gerade dieser kleine Kalender in Ihrer Handtasche keinen Platz mehr hatte. Die Nacht brachten Sie bei dem Schwager jenes Herrn Eitingon zu, von dem wir schon gesprochen haben. Sie hatten doch ein Hotelzimmer?“

Die Plewitskaja steht jetzt in der Anklagebank. Man sieht, daß ihr Gesicht aufs äußerste gespannt ist. Es zuckt um ihren Mund, wenn sie Antwort gibt. „Mein Mann war weg. Ich wollte das Zimmer nicht wieder sehen. Mein ganzes Leben war ich nicht allein. Ich hatte Angst, allein zu sein. Die Straße wollte ich nicht mehr sehen.“

„Aber Sie haben doch gesagt, daß Sie den ganzen Tag über allein waren!“

Neben Frau Miller erhebt sich wuchtig und breitschultrig Rechtsanwalt Ribet — schon seit ein paar Minuten flüstert er mit Frau Millers zweitem Anwalt, Maître Strelnikow, dem Russen, der als französischer Anwalt zugelassen ist und gleich nach der Entführung die Interessen der Familie Miller wahrgenommen hat.

Alles im Saal sieht auf, als Ribet ganz ruhig an die Plewitskaja seine Fragen stellt und wartet, bis der Dolmetscher sie übersetzt hat.

„Sie haben ausgesagt, Madame Skoblin, daß Sie den Tag über in Paris herumirrten, in der Hoffnung, Ihren Mann wiederzusehen. Kamen Sie denn gar nicht auf den Gedanken, daß er ins Hotel zurückgekehrt sein könnte?“

Die Plewitskaja schweigt.

„Warum glauben Sie denn, Madame Skoblin, daß Ihr Mann endgültig verschwunden wäre, wenn Sie ihn doch in der Stadt suchten? Wußten Sie denn so genau, daß er einen Grund hatte, endgültig zu verschwinden?“

Die Plewitskaja schweigt.

„Kennen Sie Frau Miller?“

Jetzt antwortet die Plewitskaja, langsam und mit genauer Überlegung bei jedem Wort: „Sie war eine meiner besten Freundinnen.“

„Gut! Der Mann einer Ihrer besten Freundinnen war verschwunden, und Ihr eigener Mann auch. Warum telefonierten Sie nicht an Frau Miller? Kamen Sie denn nicht auf den Gedanken, daß Frau Miller Neugkeiten von einem der Verschwundenen haben könnte?“

Die Plewitskaja überlegt lange. „Ich verstehe nicht zu telefonieren.“ Man sieht, wie es in ihrem Gesicht zuckt, man sieht, daß sie nur mit Mühe unter dem Druck dieses Kreuzverhörs ihre Fassung behält.

„Und warum gingen Sie nicht zu Frau Miller, die doch eine Ihrer besten Freundinnen war?“

Starr sieht während dieses ganzen Kreuzverhörs Frau Miller selbst auf die Plewitskaja. Aber die Plewitskaja blickt über sie hinweg. Ihre beiden schwarzen handschuhten Hände liegen auf der Barriere der Anklagebank.

Plötzlich geht ein Zittern durch ihren Körper, Tränen brechen aus ihren Augen, sie wendet sich und zieht aus ihrer schwarzen Handtasche auf der Bank ein großes baumwollenes Taschentuch. Nach einer Weile erst gibt sie unter Schluchzen eine Antwort. „Ich war zu verwirrt. Ich habe an nichts anderes gedacht. Nur an meinen Mann.“

(2. Fortsetzung folgt.)



Die Tür des Kinderei

Erzählung von FRED ANDREAS

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Die letzte Fortsetzung schloß:

Ich fühlte, wie mir ein feiner Stich mitten durchs Herz fuhr. Weiß Gott, ich war nicht verliebt in dieses Mädchen, ich war nur von einer grenzenlosen jähren Sympathie überwältigt. Aber der Gedanke, daß Attilio Mazzoclin, den ich so lange Jahre gehabt hätte, mit ihr verlobt war, trieb mir das Blut ins Gesicht. Ich war beinahe so rot wie sie, als wir uns jetzt anschauten.

„Aber um Gottes willen...“, sagte sie plötzlich erregt, „erwähnen Sie es nicht vor dem Onkel... es ist alles ganz heimlich... er darf es nicht wissen. Ich hab's Ihnen nur gesagt, weil Sie Attilios Freund sind... Onkel A hat es mir heute morgen erzählt, ehe er wegfuhr...“

„Haben Sie keine Angst, Signorina“, sagte ich ernst, „ich werde es nicht erwähnen.“

Sie schenkte mir noch einmal Kaffee ein und erzählte überstürzt von Attilio, den sie jeden Augenblick erwartete. Er hatte hier im Hause gewohnt, als „Onkel A“ sie aus dem Kloster geholt hatte. Damals hatte sie mit Attilio Freundschaft geschlossen. „Und dann ging es schnell“, sagte sie, „wir liebten uns. Ich war so glücklich... und er auch.“

Aber das Glück hatte nicht lange gedauert. Onkel A war wohl mißtrauisch geworden und hatte seinen Neffen kurzerhand aus dem Hause entfernt. Wenigstens war das meine Auffassung, obwohl Marcella behauptete, der Onkel sei völlig ahnungslos, und Attilio sei wegen eines geschäftlichen Zwistes ausgezogen.

Ich muß Ihnen dankbar sein, daß Sie gekommen sind, Signor Mederow“, sagte Marcella später mit ihrem kleinen Lächeln, das mir das Herz erwärmt. „Ihretwegen darf Attilio wieder ins Haus. Wir hätten uns sonst vielleicht gar nicht oder nur ganz selten gesehen. Onkel A paßt scharf auf.“

Mir war die Erwähnung Attilios gar nicht angenehm, und ich brachte das Gespräch schnell wieder auf Marcella selber, die mir denn doch interessanter war. Ohne Scheu erzählte ich ihr, daß ich am Abend in ihr offenes Zimmer hineingesehen hätte und daß ich es für das schönste und wohnlichste im ganzen Hause hielt.

Sie nickte. „Ja — Onkel A verwöhnt mich. Er ist reizend zu mir. Als er mich im Kloster besuchte, tat es ihm so leid, daß ich gar nichts hatte... keinen Teppich, keinen Spiegel, keinen Ofen... jetzt darf ich zweimal in der Woche zum Friseur gehen und bekomme alle Bücher, die ich haben will. Und den elektrischen Ofen hat er mir auch bestellt.“

Sie sah mich mit einem raschen Blick an und setzte freundlich hinzu: „Ich leide Ihnen gern, wenn Sie mal frieren, Signor Mederow.“

Ich murmelte ein paar höflich ablehnende Worte, war aber nicht ganz bei der Sache. Irgendeine böse Ahnung hatte mich befallen, leider noch so unsicher und gestaltlos, daß ich sie einfach mit meiner Abneigung gegen den alten Mazzoclin verwechselte, dem ich es nicht gönnte, daß Marcella Fontana ihn reizend fand.

Übrigens kam ich nicht mehr dazu, mir Gedanken über ihn zu machen, denn ich hörte draußen auf dem

Flur Attilios Stimme — ich meine die Stimme des jüngeren Attilio, meines sogenannten Freundes. Sofort befiel mich wieder die peinliche Beklemmung, die schon sein Name bei mir auszulösen pflegte, und als ich gar sah, wie Marcella, von seiner Nähe gleichsam elektrisiert, auffrührte und mit einer hastig hingemurmelten Entschuldigung aus dem Zimmer lief, da fühlte ich mich elend und gereizt.

Sie blieb lange weg, ja, ich sah sie überhaupt an diesem Vormittag nicht wieder. Auch Attilio erschien nicht gleich. Die selbstverständliche Höflichkeit, mich, seinen Gast, so bald wie möglich zu begrüßen, schien ihm nicht bekannt zu sein. Eine Minute lang hörte ich ihn und Marcella draußen sprechen, dann verstummten sie. Wahrscheinlich waren sie in ein Zimmer gegangen, um sich ungestört den Särtlichkeiten widmen zu können, die zwischen ihnen üblich sein mochten. Der Gedanke, daß Marcella vielleicht in diesem Augenblick von Attilio umarmt und geküßt wurde, machte mich aufs neue eifersüchtig und mißgünstig. Ich aß nicht weiter, stürzte nur eine Tasse Kaffee hinunter und zündete eine Zigarette an.

Attilio kam nicht. Ich hörte ihn zwar nach einer Weile auf dem Flur mit Signora Gobbo sprechen, aber er nahm sich nicht die Mühe, mir guten Tag zu sagen.

Endlich, ich war schon aufgestanden, um mir Hut und Mantel aus meinem Zimmer zu holen, wurde die Tür aufgerissen, und Attilio trat ein. Er kam nicht auf mich zu, nein, er blieb stehen, die Klinke der geschlossenen Tür noch in der Hand, und musterte mich hochmütig und ein bißchen überrascht, so als ob es ihm ganz entfallen sei, daß ich mich im Hause befand.

„Oh, Mederow... guten Morgen“, sagte er.

Ich stand vom Tisch auf. „Guten Morgen, Mazzoclin.“

Wie er da lehnte, brauchte ich ihn nur anzusehen, um zu wissen, was er gegen mich fühlte. Es war der blonde Haß. Ich konnte das sehr gut beurteilen, denn ich empfand dasselbe.

„Du wohnst also hier“, sagte er ironisch, „hast hoffentlich gut geschlafen und gefrühstückt... und mit Fräulein Fontana hast du dich auch schon bekannt gemacht... ich wäre untröstlich, wenn es dir an etwas fehlte. Das Haus hat leider seine Mängel, aber dafür bin ich nicht verantwortlich.“

Die Worte und der Tonfall waren so häßlich verleidet, daß ich viele Sekunden brauchte, um es zu begreifen.

„Du siehst mich fassungslos vor diesem Maß von Fleigzlei“, sagte ich schließlich. „Ich fühle mich zum Glück nicht als dein Gast, sondern als Gast deines Onkels.“

„Aber, aber...“, fiel er mir gönnerhaft ins Wort. „Warum regst du dich auf? Es kann doch passieren, daß man sich um einen Tag verspätet.“

„Darum handelt es sich nicht. Ich fand es, als ich gestern ankam, sonderbar genug, daß du deinem Onkel nur ein flüchtige Andeutung von meinem Besuch gemacht zu haben scheinst. Mein Eintritt war peinlich, das darfst du mir glauben. Du hättest mir auf jeden

Fall sagen müssen, daß du mich in ein fremdes Haus eingeladen hast.“

„Na — fremd...“, versuchte er meinen Vorwurf abzuschwächen, „so fremd ist es nun gerade nicht für mich.“

„Aber für mich! Und jetzt, wo ich da bin — wo ich als dein oder deines Onkels Gast vor dir stehe, da kannst du zu meiner Begrüßung kein freundliches Wort, keine Erklärung, keine Entschuldigung aufbringen... nichts als eine Phrase von schmierigem Hohn über meine Nachtruhe und mein Frühstück... und daß ich deine Verlobte zufällig auf dem Flur getroffen habe, scheint dir auch zu mißfallen.“

Ich mußte neuen Atem schöpfen, um mit der gleichen Entrüstung fortzufahren: „Sag mal, was bist du eigentlich für ein Mensch? Hast du vergessen, wie du mir in Mailand diese Einladung aufgedrängt hast, wie du mich angefleht hast, in Benedig dein Gast zu sein? Und jetzt behandelst du mich so?“

Er steckte die Hände in die Hosentaschen, blieb stehen, wo er stand, und lächelte womöglich noch süffisant als vorher: „Es stimmt“, sagte er langsam, „daß ich dich angefleht habe. Das ist meine Art der Höflichkeit. Ich bitte nicht, ich flehe gleich.“

„Wenn ich das gehaht hätte“, entgegnete ich, „wäre ich natürlich nicht gekommen.“

Da trat er einen Schritt weiter ins Zimmer hinein, immer noch die Hände in den Hosentaschen, und sagte mit betonter Lässigkeit: „Ich habe auch nie angenommen, daß du kommen würdest.“

Er brachte diese Ungeheuerlichkeit so natürlich und so ruhig heraus, daß ich einen Augenblick verdutzt starre und erst dann den Satz wie einen Schlag ins Gesicht empfand. Hätte er ihn in der Erregung ausgestoßen, hätte ich vielleicht nur eine häßliche Unbeherrschtheit darin gesehen. So aber spürte ich in dem Tonfall der Selbstverständlichkeit den beabsichtigten Schimpf. Es war die zweite Auflage der „Bierzeitung“, nur weniger plump und tiefer im Stich. Es war das äußerte an Hohn.

Während ich noch nach Worten rang, fuhr er mit hochgezogenen Brauen fort: „Keinen Augenblick habe ich gedacht, daß du wirklich kommen würdest. Ich hätte sonst bestimmt meinem Onkel Bescheid gesagt. Hast du nicht gemerkt, daß er ahnungslos war und nur aus Höflichkeit so getan hat, als würde er alles und hätte es nur vergessen?“

„Nein“, sagte ich, blaß vor Wut, „ich habe es nicht gemerkt, sonst wäre ich nicht hier.“

Attilio zündete sich langsam eine Zigarette an und setzte sich auf die Lehne eines Sessels. „Du wunderst dich also“, sagte er, den Rauch vor sich hinblasend. „Dann wirst du es auch nicht verstehen, daß ich mich viel mehr wundere. Warum? Die Sache mit der Bierzeitung war nicht schön, das gebe ich zu. Aber sie ist nun mal geschehen, nicht wahr? Man kann doch so was nicht vergessen, nein?“

Er sah mich von oben bis unten an, während er weitersprach: „Oder kannst du? Gestattet dir dein Ehrgefühl, eine Beleidigung einfach zu vergessen?“

Ich war ganz ruhig geworden. „Tawohl“, sagte ich,

Ein Beispiel:

Der Fremdenverkehr und die Ala

Staatsminister a. D. Hermann Esser, der Leiter des deutschen Fremdenverkehrswesens, gab für das Jahr 1939 die Parole:
Großdeutschland, das Land des Friedens — Großdeutschland, das Land der Freude!

Diese Parole ist ein Appell an das Ausland!

Der deutsche Fremdenverkehr wird im Jahre 1939 unter dieser Parole eine großzügige Werbung in der ausländischen Presse durchführen.

Die im Rahmen des Ala-Auslandsdienstes arbeitende Abteilung „Fremdenverkehr-Ausland“ betreut ausschließlich diese Werbung des deutschen Fremdenverkehrs.

Die bewährte, persönliche Beratung durch die ausländischen Niederlassungen der Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr gibt dieser Werbung den notwendigen Rückhalt im Auslande. Jedem Ausländer wird es so ermöglicht, sein ideales Reiseziel in Deutschland zu finden.

*

Der Reichsausschuss für Fremdenverkehr ist die oberste behördliche Stelle für den deutschen Fremdenverkehr. Alle Maßnahmen zur Förderung des deutschen Fremdenverkehrs werden vom Reichsausschuss nach einheitlichen Gesichtspunkten geleitet. Der Reichsausschuss widmet sich insbesondere den Fragen, die sich aus dem internationalen Reiseverkehr ergeben.

*

Der Reichsfremdenverkehrsverband ist als Körperschaft des öffentlichen Rechts die Zentrale der 31 deutschen Landesfremdenverkehrsverbände.

*

Die Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr

ist an 41 Plätzen der Welt vertreten: Amsterdam, Batavia, Belgrad, Bogotá, Brüssel, Budapest, Buenos Aires, Bukarest, Cairo, Chicago, Chust, Glasgow, Guatemala, Habana, Harbin, Helsingfors, Kopenhagen, Lima, London, Mailand, Monte Carlo, Montreal, New York, Paris, Port-au-Prince, Prag, Riga, Rio de Janeiro, Rom, Santiago de Chile, São Paulo, San Francisco, Shanghai, Sofia, Stockholm, Straßburg, Tokio, Valparaiso, Warschau, Zagreb, Zürich. Der Sitz der Zentrale ist Berlin C 2, Köllnischer Fischmarkt 5-6.

*

Mit der Werbung im Auslande beauftragt...

Die Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr ist mit der Werbung des gesamten deutschen Fremdenverkehrs im Auslande beauftragt. Ihre Aufgabe ist es, das Ausland davon zu überzeugen, dass Deutschland das ideale Reiseland der Welt ist. Die Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr wirbt mit allen Mitteln moderner Propaganda: durch Presse, Plakate, Filme, Rundfunk,

Photographie, durch Vorträge, Studienreisen, Ausstellungen, Beteiligungen an Messen usw.

Einen erheblichen Teil ihrer Arbeit im Auslande bildet die Anzeigenwerbung, die die Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr gemeinschaftlich mit der Ala durchführt. Die Anzeigen der einzelnen deutschen Fremdenverkehrsplätze, die durch die Ala vermittelt werden, erscheinen in der ausländischen Presse gemeinsam mit den Anzeigen der Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr als einheitliche, geschlossene Kollektivwerbung für den deutschen Fremdenverkehr!

*

Das Ala-Programm

Die Ala hat für die bedeutendsten europäischen Länder und für die USA ein Programm ausgearbeitet, das eine genaue Charakteristik aller in Betracht kommenden Zeitungen und Zeitschriften sowie die Anzeigenkosten für verschiedene Größen enthält.

*

383,9% mehr Engländer als 1932!

Aus Dänemark kamen im letzten Jahre 336,2% mehr Gäste als im Jahre 1932, aus Schweden 311,7%, aus Finnland 288,6%, aus Norwegen 226,7%, aus Frankreich 203,1%, aus Italien 141,3%, aus Belgien 132,3%, aus Holland 75,2%, aus USA 65,7% und aus der Schweiz 39,3%.

*

533 795 ausländische Wagen auf den Reichsautobahnen!

Hinzu kamen im Fremdenverkehrsjaahr 1937/38 noch 53 120 ausländische Motorräder und 24 737 ausländische Omnibusse. Holland stellte 108 516, die Tschecho-Slowakei 81 012, die Schweiz 63 226, Dänemark 50 538 und Frankreich 49 193 Autos. Bei den Motorrädern führte die Schweiz mit 13 339 und die Tschecho-Slowakei mit 13 091 Maschinen, bei den Omnibussen Holland mit 7 318 und Polen mit 6 299 Wagen.

*

Der Magnet „Großglockner Straße“

In Kaprun wurden im letzten Sommerhalbjahr 18 000, in Mittersill 10 500 und in Krimml im Oberpinzgau 26 000 mehr Übernachtungen gezählt als im Sommerhalbjahr 1937.

*

5,5 Milliarden Reichsmark gibt die Welt für Auslands-Reisen aus!

Der Amerikaner hat — auf den Kopf der Bevölkerung umgerechnet — 16,30 RM, der Däne 13,66 RM, der Engländer 11,66 RM, der Schwede 10,61 RM, der Holländer 7,54 RM, der Tschecho-Slowake 4,90 RM, der Franzose 1,97 RM, der Deutsche 1,95 RM, der Italiener 1,54 RM, der Japaner 1,10 RM, der Pole 0,76 RM und der Finne 0,75 RM Ausgaben für Auslandsreisen.

Jedem, der Werbung betreibt oder betreiben möchte, kann die Ala helfen. Ob Sie gelegentlich eine Anzeige aufgeben oder ob Sie einen Werbefeldzug durchführen wollen, wir beraten Sie objektiv, schnell und erfolgsicher. Die zahlreichen Erfolgskontrollen, die wir durchführen, ermöglichen es uns, das Werbemittel zu nennen, das für Sie am zweckmäßigsten ist. Wir sagen Ihnen, wie es eingesetzt werden muss, damit es den erhofften Nutzen bringt. Als Werbungsmittel schaffen wir den Plan für die Etat-Verteilung, arbeiten die Kostenanschläge aus, übernehmen die Auftragerteilung, überwachen die Abwicklung, besorgen die Kontrolle und die gesamte Abrechnung. Selbst wenn die Ala für Sie mit Hunderten von Auftragnehmern in der ganzen Welt verhandeln und abrechnen muss, Sie brauchen sich nur mit einem Kostenanschlag, einer Bestätigung und einer Rechnung zu befassen.

Wichtig aber ist: Ihre Zusammenarbeit mit der Ala verursacht Ihnen keinerlei Kosten! Ganz gleich, ob Sie in Tages- oder Wochenzeitungen werben, in Unterhaltungsblättern oder Fachzeitschriften, an Litfaß-Säulen oder Verkehrsmitteln, durch Filme oder Diapositive, ob im Inland oder im Auslande — wir vermitteln Ihre Aufträge vollkommen kostenlos zu den Originalpreisen der Verleger und Pächter. Die Ala kann für Sie kostenlos arbeiten, weil wir unsere Vergütung von den Auftragnehmern erhalten. (Portozuschläge werden nur bei bestimmten Gelegenheits- und Auslandsanzeigen erhoben.) Die Ala spart Ihnen Zeit, weil sie Ihnen Arbeit abnimmt. Und die Ala spart Ihnen Geld, weil sie die Kosten dieser Arbeit selbst trägt.

Die Ala ist der große Werbungsmittel Deutschlands. Die Ala will auch Ihr Treuhänder sein!



ALA
Anzeigen-Aktiengesellschaft

Berlin W 35, Bremen, Breslau 1, Chemnitz, Dortmund, Dresden A. 1, Essen 1, Frankfurt a. M., Graz, Hamburg 1, Hannover 1, Innsbruck, Kassel, Kiel, Klagenfurt, Köln 1, Königsberg i. Pr., Leipzig C 1, Linz a. D., Lübeck, Mannheim, München 2 M, Nürnberg 1, Stettin 1, Stuttgart, Wien 1

Die neue ALA-Niederlassung:
Reichenberg-Sudetengau
 Konrad Henlein-Platz 7

AEG RUNDFUNKGERÄTE



Kennen Sie schon alle AEG-Hausgeräte?



Druckschriften: Ihr Rundfunkhändler oder AEG Berlin NW 40

„seit ich ein erwachsener Mensch bin, gestattet mir mein Ehrgefühl, die Bekleidung, die mir als dummem Jungen von einem anderen dummen Jungen zuteil geworden ist, zu vergessen. Besonders wenn der andere mir mit soviel Herzlichkeit entgegenkommt. Du mußt mich entschuldigen: ich konnte auf so viel Falschheit nicht gefaßt sein.“

„Ach, Unsinn“, sagte er gelangweilt. „Was du meine Falschheit nennst, war nur mein Spaß. Du bist darauf reingefallen, das ist alles.“

„Ich habe bisher noch niemanden getanzt, dessen Ehre mit einem Spaß über Gastfreundschaft vereinbar war. Immerhin bin ich dir für die Belehrung dankbar. Ich weiß nun, daß es so was gibt.“

„Ja, es gibt die sonderbarsten Dinge, lieber Mederow. Sie werden erzwungen, ehe man sie glauben kann. Es ist beinahe unwahrscheinlich. Man beleidigt dich, und du vergißt es. Du zeigst mir nicht etwa eine eisige Miene, wenn ich dir die Hand hinstrecke — nein, du nimmst sie. Was soll man anderes mit dir machen als Späße? Wie kann man vermuten, daß die die Gastfreundschaft heilig ist, wenn du deinen Stolz für einen Händedruck verkaufst?“

Weiter ging es wohl nicht. Ich zweifle, ob jemals einem Menschen, der nach langen Jahren höflich und taktvoll genug war, eine Pennälerbeleidigung vergessen zu wollen, rundheraus gesagt worden ist, er sei so sehr ohne Ehre, daß er gleichsam Freiwild für höhnische Späße sei. Der Standpunkt, den Attilio einnahm, war eine solche Verzerrung des Tatbestandes, so gekünstelt in der Entrüstung und so unlogisch im Vorwurf, daß es nur zwei Möglichkeiten gab: entweder war er nicht ganz normal oder er hatte es in Mailand und hier bewußt auf eine neue Herausforderung abgesehen.

Aber was erwartete er eigentlich davon? Wollte er es darauf ankommen lassen, daß ich ihm die Faust ins Gesicht schlug, ehe ich meine Koffer holte? Wenn ja, dann war er verschroben, dann stimmte etwas nicht in seinem Kopf.

Ich erinnerte mich, von einem Psychiater gehört zu haben, daß es eine pathologische Bosheit gibt, eine Krankheit, die den Betreffenden grundlos und aus purer Lust am Bösen handeln läßt, ohne daß er dabei im vollen Sinne des Wortes „irre“ ist. „Es sind Sonderlinge“, hatte der Arzt gesagt, „nicht Geisteskrankte. Aber es empfiehlt sich, solchen Leuten aus dem Wege zu gehen.“

So sah ich Attilio Mazzocolin jetzt. Er stand, auf Grund einer krankhaften Veranlagung zur Bosheit, jenseits von allen moralischen Maßstäben. Er war nicht mehr verhandlungsfähig. Es lohnte sich auch nicht, ihm etwas zu entgegnen.

Ich ging langsam zur Tür und warf dabei einen Blick auf ihn. Er saß auf seiner Sessellehne und betrachtete seine Fingernägel. Sein Gesicht war blaß, die Kau-muskeln unter den Wangen arbeiteten nervös.

„Du wirst abreisen wollen“, sagte er. „Bitte, laß dich nicht stören, Mederow. Sehr erfreut ... zum Glück kann dir die Blamage nichts schaden, du vergißt so was schnell.“

Jäh begriff ich, wie furchtbar ich mich irrte. Nein, dieser Mensch war nicht krankhaft veranlagt. Was ihn von mir unterschied, war nur sein Dünkel, sein inneres Prokzentum. Als ich mit abgelegten Schuhen und Anzügen herumlief, hatte er mich erniedrigt. Jetzt wollte er sehen, ob es ihm wieder gelingen würde, mich zu beschimpfen und das Feld zu behaupten.

Ich war gerade im Begriff, auf ihn zuzugehen und sein hochmütiges Gesicht mit der Faust zu zeichnen, da geschah einer jener Zufälle, die, weil sie gerade in der entscheidenden Sekunde und nicht eine Minute früher oder später eintreffen, ein Lebensschicksal ändern können.

Es war nichts Besonderes. Marcella Fontana ging draußen auf dem Flur vorüber und sang eine kleine Melodie.

Es war, als hätte ihre Stimme, ihr fröhliches Singen, mich wie durch Zauber-schlag verwandelt. Ich löste die Faust, die ich schon geballt hatte, und lauschte. Auch Attilio hob den Kopf und hörte ihr zu. In dieser Sekunde begriff ich, daß nichts damit gewonnen war, den Burschen ins Gesicht zu schlagen oder ihn wiederum mit Worten zu beleidigen. Ich mußte ihn für seine Niedertracht viel grausamer, viel furchtbarer bestrafen. Das Aufleuchten in seinem Gesicht hatte mir gezeigt, wo er verwundbar war.

Ich beschloß, meinem ehemaligen Mitschüler Attilio Mazzocolin die Braut wegzunehmen, sie ihm mit allen Mitteln der List abspenstig zu machen, die Liebe, die sie für ihn empfand, in Haß und Abscheu zu verkehren.

Ausdrücklich sage ich: ich beschloß, dies zu tun. Es war kein Impuls, sondern ein Vorfall, ein Plan. Ich liebte das junge Mädchen nicht. Sie gefiel mir zwar als Mensch und hatte durch ihr bloßes Dasein Empfindungen der Freundschaft und des Wohlwollens in mir erweckt — aber ich schwöre, daß ich denselben Vorfall gefaßt hätte, wenn sie mir gleichgültig oder unsympathisch gewesen wäre. Sie sollte nur das Mittel zum Zweck sein, Attilio eine Wunde auf Lebenszeit beizubringen.

Ich bin mir darüber klar, daß meine Bosheit böser als die seine war. Schon damals verhehlte ich mir nicht, daß es zunächst Marcella sein würde, die ich unglücklich machte, eine Unschuldige. Ihr Glück wollte ich meiner Rache opfern. Jawohl, so war ich.

Ich wollte dieses Haus nicht eher verlassen, als bis mich der alte Mazzocolin zur Tür hinauswarf. Der zu gehen hatte, war Attilio ...

„Du irrst dich“, sagte ich also zu ihm, „ich habe noch nicht die Absicht, abzureisen. Dein Onkel hat mich eingeladen, zu bleiben, und ich habe zugesagt. Wenn ich dich störe, mußt du dich mit ihm — auseinandersetzen.“

Er nickte. „Es ist unwahrscheinlich“, entgegnete er, „aber es war etwas Ähnliches von dir zu erwarten.“

VIII

Gegen Mittag ließ ich mich bei dem alten Mazzocolin melden, als ich von Signora Gobbo hörte, er sei aus Mestre zurück.

„Es ist etwas Unangenehmes passiert“, berichtete ich ihm. „Ich habe mit Ihrem Neffen Streit bekommen.“

„Oh“, sagte er. „Gleich in der ersten Stunde Streit? Es wundert mich nicht sehr, Signor Mederow. Attilio ist unverträglich.“

Ich beklagte mich nicht ausdrücklich, so schimpflich beleidigt worden zu sein, ließ aber durchblicken, daß Attilio der Alleinschuldige war. „Das Peinliche daran ist“, fuhr ich fort, „daß ich nun eigentlich abreisen müßte. Aber ich sage Ihnen offen, daß ich ungern gehe. Ich finde Ihr Haus so interessant ... die alten Möbel ... Sie werden das nicht verstehen, aber es ist eine andere Welt für mich. Ich würde gern noch ein bißchen bleiben.“

"Ich bitte Sie sogar, zu bleiben", sagte er höflich. "Vergessen Sie nicht, daß Sie mein Gast sind."

Das war, worauf ich gewartet hatte. Ich sagte ihm, daß ich seine Gastfreundschaft gern weiter in Anspruch nehme, daß er mir aber, nachdem er mich doch in seine Verhältnisse eingeweiht habe, gestatten müsse, ihm eine kleine Pension zu zahlen. Er breitete mit einer resignierten Geste die Arme aus und nahm an.

Dann bat er mich zum Essen. "Sie werden heute noch einen Gast treffen", sagte er, "eine junge Dame..."

"Signorina Fontana?" fiel ich ihm ins Wort. "Ich habe schon Ihre Bekanntschaft gemacht. Ein sehr sympathisches junges Mädchen."

"In der Tat. Um ein Uhr also, Signor Mederow."

Er ließ sich nicht anmerken, ob es ihm etwa unangenehm war, daß ich Marcella schon gesprochen hatte. Sein Gesicht blieb undurchdringlich.

Die Mahlzeit verlief unter trampshaften, dünnen Gesprächen.

Der alte Mazzocolin schien bedrückt oder schlecht gelaunt und erklärte es, als Marcella ihn nach dem Grund fragte, mit geschäftlichem Ärger in Mestre. Attilio, der an der linken Seite seines Onkels saß, war deutlich nervös. Er war es aber, der am meisten sprach und immer darauf bedacht war, Frieden zu halten. So wies er zum Beispiel Marcella einmal zurecht, als sie den "Onkel U" drängte, eine Frage zu beantworten, von der er schon einmal gesagt hatte, es sei ihm lästig, davon zu sprechen. Über der Alte verbat sich Attilios Eingreifen und erklärte streng, er werde nicht dulden, daß Marcella in seinem Beisein gemahngelt werde. Die Verlobten sahen einander über die Teller hinweg mit einem Blick des Einverständnisses an.

Marcella, die zwischen mir und dem alten Mazzocolin saß, wirkte, von diesem Zwischenfall abgesehen, unsicher und unbehaglich auf mich. Jedenfalls war sie ganz anders als am Vormittag. Ihre Natürlichkeit und Lebendigkeit waren dahin. Zweifellos hatte ihr Attilio von dem Auftritt mit mir erzählt. Da sie aber aus eigener Erfahrung, vor seinem Kommen, einen andern Eindruck von mir gehabt haben dürfte, ließ sich ihre Unsicherheit begreifen. Sie wußte offenbar nicht, ob sie ihrem Urteil oder Attilio trauen sollte.

Wenn ich jetzt sage, daß ich es war, der — böslich gesprochen — die Tafel auffliegen ließ, so liegt die Ver-

mutung nahe, daß ich es mit Absicht tat, um Attilio aus dem Hause zu treiben. Ich schwöre aber, daß es unwillentlich geschah, daß es ein reines gedankenloses Versprechen war. Als einzigen "Beweis" dafür kann ich anführen, daß nach menschlichem Ermessens die Sache auch einen anderen Ausgang hätte nehmen können — zum Beispiel den, daß ich das Haus zu verlassen hatte und Attilio blieb.

Es ging ganz schnell vor sich. Das Wort rutschte mir heraus, und es kam so natürlich, daß mein Versuch, es nachträglich als einen Scherz anzumelden, einfach albern wirkte.

Marcella hatte davon gesprochen, daß, wenn Attilio jetzt im Hause bleibe, er doch noch einiges aus seinem möblierten Zimmer holen müsse. Da Attilio schwieg, wollte ich, nur um etwas zu sagen, entgegnen, er habe vielleicht alles Notwendige auf der Reise mitgehabt, also auch im Koffer hierhergebracht. Es war die Abneigung, seinen Namen auszusprechen, die mich den unglücklichen Lapsus begehen ließ. Statt "Attilio" sagte ich, zu Marcella gewandt: "Ihr Verlobter."

Marcella sah mich mit aufgerissenen Augen an, tief erschrocken, als ob sie ihren Ohren nicht traut. Attilio wurde blaß, preßte die Lippen zusammen und starrte drohend zu mir herüber. Der alte Mazzocolin aber hob das Gesicht von seinem Teller, schaute erst mich und dann Marcella und Attilio an und zeigte ein so empörtes Erstaunen, daß ich nicht annehmen konnte, er habe vor diesem Augenblick auch nur eine Ahnung von dem geheimen Einverständnis der beiden gehabt.

Ich machte, wie ich schon erwähnte, den törichten Versuch, das entschlüpfte Wort als einen Spaß zu bemühten, aber "Onkel U" nahm es gar nicht zur Kenntnis.

Langsam legte er die Serviette auf den Tisch, erhob sich und sagte tonlos: "Attilio... komm doch mal mit... entschuldigen Sie uns, Signor Mederow!"

Attilio stand schweigend auf, ohne mich oder Marcella noch einmal anzusehen, dann gingen sie beide ins Nebenzimmer.

"Entschuldigen Sie", sagte ich zu Marcella, "ich habe es wirklich nicht gewollt... es war ein Versprechen."

Aus ihren Augen rannen Tränen, ihre Lippen zitterten. "Lügen Sie nicht!" fuhr sie mich zornig an, "Sie haben es mit Absicht getan... Attilio hat es gehaßt, er hat mir's vorher gesagt... aber ich wollte es nicht

glauben von Ihnen." Ich wiederholte schwach meine Beteuerung, fand aber natürlich kein Gehör. Meine Lage wurde dadurch nicht besser, daß nebenan die Stimmen lauter schallten. Attilio verteidigte sich, und der alte Mazzocolin begann zu schreien.

"Wie kann man nur so schlecht sein!" sagte Marcella schluchzend. "Was haben Sie davon, daß Sie uns auseinanderbringen? Jetzt wird Onkel U nie wieder erlauben, daß wir uns sehn!"

"Glauben Sie mir doch!" flehte ich. "Ich schwöre Ihnen, daß es ein Versprechen war..."

"Sie bringen es fertig, auch noch zu schwören!" sagte sie bitter. "Schämen Sie sich!"

Plötzlich wurde ihr Weinen fassungslos.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Impulsiv nahm ich ihre Hand und streichelte die zarten, kühlen Finger. Ich vergaß ganz meinen Vorsatz, Marcella ihrem Attilio absprödig zu machen, so sehr war ich zerknirscht. Erst als ich erneut vom Nebenzimmer die gellende Stimme des alten Mazzocolin hörte, fiel mir mein ganzer Plan wieder ein, und ich spürte das Unmenschliche, das Gemeine und Böse daran wie einen körperlichen Schmerz. Gleichzeitig aber brannte auch der Schimpf, den Attilio mir angetan hatte, in meinem Innern und machte mich wieder hart.

Es blieb dabei. Marcella sollte für Attilio verloren sein. Hoffentlich warf ihn der Alte auf der Stelle hinaus.

Freilich tat mir Marcella bitter leid, wie sie da mit zuckenden Schultern weinte. Doch während mein Herz vor Mitleid bebte, suchte mein Hirn sieberhaft nach einer Rechtfertigung. "Sie ist viel zu schade für diesen Menschen", fiel mir ein. "Er wird sie nur unglücklich machen und quälen. Also ist es ein gutes Werk, sie vor ihm zu bewahren — selbst wenn es ihr jetzt weh tut."

Ich war froh, daß mir diese Erkenntnis kam. Natürlich sprach ich sie nicht aus, ich fuhr nur fort, Marcellas Hand zu streicheln und ihr zu beteuern, daß ich ihr Geheimnis nicht mit Absicht preisgegeben habe — und so war es ja auch.

Sonderbarerweise beruhigte sie sich unter meinen väterlichen Zärtlichkeiten. Ich spürte, daß sie mir noch böse war, aber sie schien mir jetzt doch zu glauben. Sie sagte nicht wieder, daß sie mich hasse.

(Fortsetzung auf Seite 58)

Unbeforgt „F 58“ rauchen

Durch den patentierten F 58-Filter wohltuend bekömmlicher Genuss an der gehaltvollen Orientmischung.



DIE FILTER-ZIGARETTE

FOTO - Großkatalog

mit 300 sprechenden Bildern
Gelegenheiten-Liste (Fundgrube) Foto-Zeitschrift kostenlos.

Ihr Vorteil: 5 Tage Ansicht, Teilzahl (1/5), Garantie, Fernberat. d. Deutschl. größt. Fotolad.

FOTO-SCHAJA, München A 28

Der Welt größte Leica-Verkaufsstelle

Zuriel für die Beine

Dieses Übergewicht muß ja schmerzen und zu Senkfuß führen! Fort mit dem überschüssigen Fett; dann fühlen Sie sich leichter und frischer



Frühstückskräuter Tee

auch als Drix-Tabletten und Drix-Dragees



Briefmarken-Liste, 200 S. Text frei. Sellschopp, Hambg., Barkhof 11



Gestern ein Glas zuviel- und heute Kopfschmerz?

Gegen die unangenehmen Folgen des Alkoholgenusses sind die Spalt-Tabletten ein wirksames Mittel. Sie zeichnen sich vor allem dadurch aus, daß sie auch die "spastischen" Ursachen der Kopfschmerzen bekämpfen. Wer sofort beim geringsten Anzeichen eines dummen Gefühls im Kopf eine Spalt-Tablette nimmt, wird übrigens die erfreuliche Feststellung treffen, daß Kopfschmerzen dann gar nicht erst auftreten. — Um es jedem bequem zu machen, ein paar Spalt-Tabletten auch unterwegs bei sich zu tragen, ist jeder Zwanziger-Packung eine Flachdose beigelegt, die in der kleinsten Tasche Platz hat. Preise herabgesetzt. Jetzt: 10 Stck. 55 Pf., 20 Stck. 99 Pf., 60 Stck. RM 2.42.

Zu haben in allen Apotheken.

Spalt-Tabletten

SCHERK Erst Rasieren, dann Tarr

denn Tarr beruhigt die vom Rasieren gereizte

Gegen Einfüllung Ihrer Adressen und 15 Pf. Porto erhalten Sie eine Probe von Scherk, Berlin-Südende Haut.

Brennen und Spannen verschwinden sofort.

Die Haut wird weich und geschmeidig.

Und das Wichtigste: Tarr entkeimt.

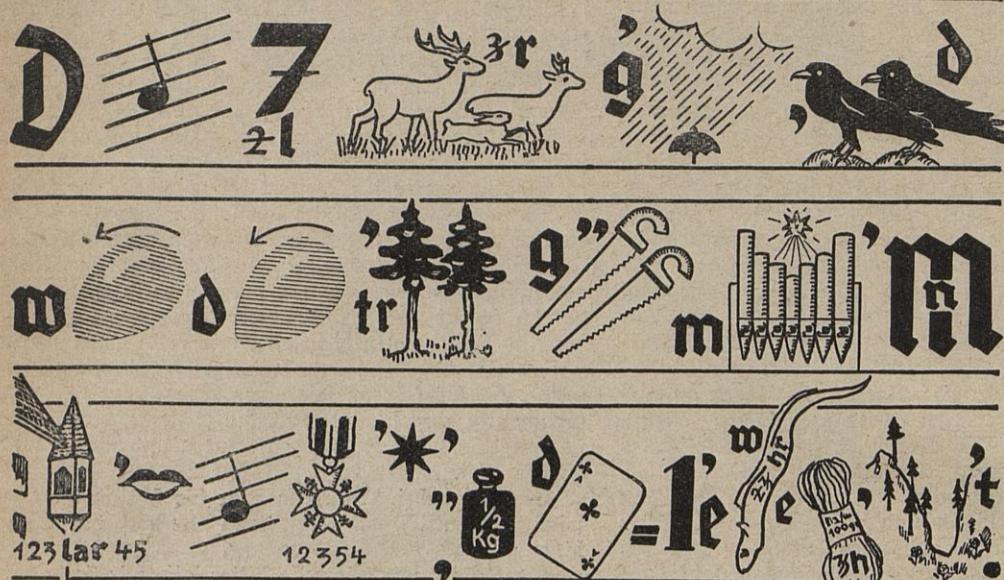
Wer Tarr gebraucht kennt keine Pickel und Flechten.

Flaschen zu 0.80, 1.25, 2.20, 4.20



Rätsel

Sinnspurh in Bildern



Zitat zum Zerlegen

Aus den Buchstaben des Ausdrucks von Jean Paul:

Das Ziel muss man früher kennen als die Bahn
sind 9 Wörter folgender Bedeutung zu bilden:
1. Wärmespender (5 Buchstaben), 2. Vor-
fahr (3), 3. Vogel (4), 4. Stadt an der Donau
(4), 5. landwirtschaftliches Gerät (5), 6. Leu-
mund (3), 7. Stadt an der Donau (3), 8. deut-
scher Gliedstaat (6), 9. Werk der altnordischen
Literatur (4).

Bei richtiger Lösung finden alle Buchstaben des Zitates Verwendung, und zwar so oft, wie sie darin enthalten sind. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen eine Stadt in Baden.

Aus Entenburg

Das Wort ist feucht, der Morgen kalt,
Der Jäger zielt, die Büchse knallt.
Ein Dutzend Enten flogen fort —
Getroffen hat er Schüttelwort!

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — a — a — al — an — be — bel — bend
— brot — but — bu — cher — co —
dant — de — des — draht — dschi — e —
— c — eu — for — gau — ge — gra —
he — i — in — in — ka — ka — kel —
— korb — kow — la — la — land —
land — lei — ler — li — lo — lot — mann —
mo — ne — nen — ni — nik — no —
o — pa — pi — pi — ra — ratt — rei —
— rhein — ri — ri — ri — ring — ru —
sal — si — slaw — stung — te — te — ten —
ter — thie — thra — ti — tis — trau —
tur — ty — un — va — ve — wein — zit
sind 27 Wörter zu bilden, deren erste und
letzte Buchstaben, von oben nach unten ge-
lesen, einen Ausdruck von Houston Ste-
wart Chamberlain ergeben.

1. Russischer Romanschriftsteller
2. giraf-
fenartiger Wiederkäuer
3. Trinkgefäß
4. Bezeichnung für den Okzident
5. über-
ragende Arbeit
6. Hauptstadt von Fran-
zösisch-Somaliland
7. Arbeitsgerät des
Gärtners
8. Theaterleiter
9. griechischer
Dichter
10. Opernkomponist
11. Heil-
methode
12. symbolischer Schmuck
13. Rast-
losigkeit
14. alkoholisches Getränk
15. un-
redliche Handlung
16. Quellnymphe
17. Metall
18. für Kriegsdienste nicht
mehr tauglicher Soldat
19. Strauß-Oper
20. Angehöriger des Nährstandes
21. Weg-
zehrung
22. russische Stadt, ältere Schreib-
weise
23. musikalische Bezeichnung für
„sehr stark“
24. Hunderasse
25. Heizmate-
rial
26. Schlachtenort von 1870
27. Schul-
fach

Elegant und schlank

Die abgebildeten Modelle sind Büstenhalter aus Atlas mit Spitzeneinsatz für volle Büste Nr. B 640 und Mieder aus solidem Seidenbroche für jede Figur Nr. H 704.

Bezugsquellen vermitteln:

Schneider & Sohn A.G.
Korsettfabrik *Susa* Heubach-Württ.

Viele Jahre jünger erscheinen

Das erreichen Sie durch einen makellosen Teint. Aok-Seesand-Mandelkleie verhilft Ihnen dazu. Sie vereinigt die hautpflegenden Eigenschaften erlesener Mandelkleie mit der lind massierenden Wirkung feinsten Ostseesandes.

Tägliches Waschen mit Aok-Seesand-Mandelkleie ist belebende Gesichtsmassage und milde Pflege der Haut, die Seife schlecht verträgt.

Aok-Seesand-Mandelkleie

In Versuchsbeuteln zu 19 Pfg., in Kartons zu 48 Pfg., in großen Streudosen zu 96 Pfg.

Druckschriften durch Exterikultur A.-G., Ostseebad Kolberg 10 A

Sein Steckenpferd
ist die Photographie. Er ist ja auch gut beraten beim größten Photo-Haus der Welt. Fordern Sie kostenlos 224seitigen Photo-Katalog E 2, Sonderliste. Günstiger Photo-Tausch, Ansichtssendung und Teilzahlung.

DER PHOTO-PORST
Nürnberg-O.N.W.2. Der Weltgrößte Photo-Haus

Raftperlen des Lebens (für Männer) (100 Stück 5.70) gegen vorzeitige Schwäche! Nähres kostenlos verschl. Umstätter, Leipzig 1, Postf. 135 p

Raft für Haar- und Hautkrank
kostenlos u. unverbindl. Geheilte sprechen zu Ihnen! Theodor C.R. Rosemann Lübeck 32

Zu viel!
Erhalten Sie sich Ihre Schlankheit durch DR. Werner **JANSSEN**

50 Pi. u. 2 M. in Apoth. u. Drog. * Dr. Janssen Charlottenburg 1/504. Auch als Dr. Janssen's Tee-Bohnen in Pillenform zum Schlucken Depot in Österreich: Apotheke Weeber, Wien XX, Wintergasse 25

UHU **Alleskleber**
Klebt jeden Gegenstand wasserfest, farblos
auch beim Zepelinbau verwendet - in Tuben überall erhältlich ab 20 Pfg.

Zufriedenheit der Kunden ist mein Leitsatz. Illustriertes Angebot gratis. Sanitätswaren-Versand Arnold, Wiesbaden, Fach 32/2

Kopf-Schmerzen

Grippe- u. andere Schmerzen schnell zu bekämpfen ist eine wichtige Aufgabe. Es ist daher empfehlenswert.

Herbin-Stodin

Tabletten stets bei sich zu tragen, denn Sie wissen daß Ihnen bei stark auftretenden Schmerzen **Herbin-Stodin** immer hilfreich zur Seite steht. Verlangen Sie daher ausdrücklich

Herbin-Stodin
es ist Ihr Vorteil!
In Apotheken erhältlich

DIMEETH. ACID.
PHENYLPHENAC
AMYL
10 Tablo. 60
20 Tablo. 99

Herbin-Stodin-Tabletten
VACUUM VERPACKT
VERKAUFSSTELLE

H.O. ALBERT WEBER-MAGDEBURG.

Vertrauen zum Fachhändler
wird niemals enttäuscht. Auf Grund umfassender Kenntnis und Erfahrung empfiehlt er Ihnen gern

Kaweco

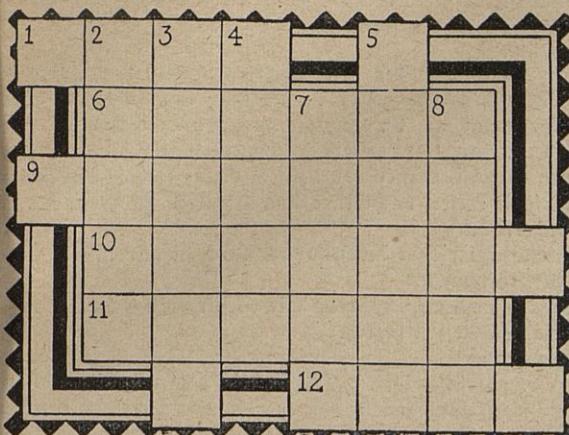
Ob fürs Büro, für unterwegs, ob für die Uniform oder gar für den Abend-Anzug — einen **Kaweco** gibt's für jeden Zweck! Jedes einzelne Modell in der anerkannten Qualität.

12 FÜLLHALTER-MODELLE in allen Größen RM 22.50-6.10
FÜLLSTIFTE RM 5.50-0.75
GESCHENK-GARNITUREN RM 17.50-12.50-10. usw.

Die schnittige Kaweco-Sport-Garnitur RM 9.75

Kaweco die Spezialfabrik in Wiesloch bei Heidelberg bringt für jede Hand die richtige Feder.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Schornstein, 6. Werkzeug des Malers, 9. politische Einteilungsbezirke der Schweiz, 10. Teil der Pflanze, 11. Teil der Rundfunkanlage, 12. nordisches Haustier.

Senkrecht: 2. Scherz, Ulf, 3. mineralische Ab- lagerung, 4. Vögel, 5. ungezogener Junge, 7. ärztliches Instrument, 8. physikalischer Begriff.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 1

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Säge, 5. Ilias, 7. Arosa, 10. Salut, 11. Miete, 12. Memme, 14. Sand, 16. Ria, 17. Hera, 19. Preis, 21. Maler, 22. Nordpol, 23. Erpel, 26. Bleie, 29. Lear, 30. Lot, 32. Erle, 33. Foyer, 35. Altai, 36. Gemse, 37. Lasur, 38. Enter, 39. Nelli.

Senkrecht: 1. Saum, 2. Äster, 3. Gamma, 4. Erie, 5. Istar, 6. Laune, 8. Stiel, 9. Ahre, 13. Misbroy, 14. Spiel, 15. Diner, 17. Halle, 18. Armee, 20. Sol, 21. Mob, 24. Regal,

25. Paula, 27. Erbse, 28. Iller, 30. Loire, 31. Tegel, 33. Faun, 34. Reni.

Wehrhaft und Lehrhaft: Hör(n)er.

Silbenrätsel:

Hartnaedig weiter fließt die Zeit,

Die Zukunft wird Vergangenheit.

1. Hallimasch, 2. Arnstadt, 3. Romadur, 4. Tilsit, 5. Nessel- tuch, 6. Alfazar, 7. Erdkunde, 8. Charlow, 9. Kartusche, 10. Ilmenau, 11. Gottfried, 12. Wachtel, 13. Edelweiß, 14. Istrien, 15. Tuberose, 16. Engadin, 17. Rindvieh, 18. Fingerhut, 19. Laderaum, 20. Integralrechnung, 21. Gingabe, 22. Sternen- banner, 23. Stangenpaspel, 24. Talleyrand, 25. Domino, 26. Inschrift, 27. Eingeweide, 28. Zentimeter, 29. Einstand.

Silbenbaufästen:

Rausch', raufche weiter,

Diefer Strom der Zeit,

Wandelst bald aus morgen — heut,

Gehst von Ort zu Ort;

Haft du mich bisher getragen,

Luftig bald, dann still,

Will es nun auch weiter wagen,

Wie es werden will. Friedr. Hölderlin.

Erfreulich: treuen, erneut.



Das Barometer zeigt auf Sturm, das Thermometer auf 1 Grad und der Fiebermesser der halben Stadt auf erhöhte Temperatur — vor lauter Spannung.

Denn heut wird die Meisterschaft ausgetragen. — In der Pause bewegen alle die steifgevordenen Beine.

Wer wird sich eher eine Erkältung zuziehen, unsere Elf oder die vielen tausend Zuschauer, die Wind und Kälte vergessen?

Keiner braucht sich zu erkälten, wenn nur alle vorsorglich Wybert bei sich haben. Wybert schützt vor Husten und Heiserkeit.

Deutsche Allgemeine Zeitung

Ein Spiegel der Welt!

Eigene Korrespondenten und Mitarbeiter an allen politischen Brennpunkten der Welt
Zuverlässiges Wirtschaftsblatt. Gepflegter Unterhaltungsteil

Die Deutsche Allgemeine Zeitung — mit Morgen- und Abend-Ausgabe — kostet 4 Mark 35 monatlich. Die auswärtigen Leser erhalten die große Reichsausgabe (1 mal täglich) für 4 Mark 50 monatlich zuzüglich 36 Pfennig Bestellgeld. Bestellungen durch die Post oder durch den Verlag der D.A.Z., Berlin SW 68



Lassen Sie es nicht erst soweit kommen!

Vorbeugen ist immer leichter und besser.
Regelmäßiges Massieren der Kopfhaut mit Sebalds Haartinktur macht das Haar locker, bewahrt es vor Schuppen und Ausfall — bewirkt einen gesunden, kräftigen Haarnachwuchs.
Je früher Sebald desto besser für später.

SEBALDS HAARTINKTUR

FLASCHE RM 1.75 UND RM 3.25 · 1/2 LITER RM 5.25

Plötzlich von unerträglichen Ischias-Schmerzen besessen.

Herr Kurt Hornburger, Werkmeister, Duisburg, Grillostr. 56, schreibt uns am 26. Juli 1938: "Während unseres Urlaubes in Oberbayern brach meine Frau, die schon 1937 fast ein Jahr an Ischias litt, eines Tages unter wahnsinnigen Schmerzen zusammen. Nur mit großer Mühe und fast unerträglichen Schmerzen konnten wir sie aufs Sofa und nach einigen Stunden ins Bett bringen. Das waren nette Aussichten für unseren weiteren Urlaub. Da erinnerte ich mich an Togal, kaufte eine große Packung und der Erfolg: Am 3. Tag konnte meine Frau schon wieder kleine Spaziergänge unternehmen; von den Schmerzen blieb nur ein leichtes Kribbeln in den Fußzehen zurück. Am folgenden Tag machten wir eine ganztägige Fahrt nach Berchtesgaden—Königssee—Salzburg, zwei Tage darauf fuhren wir nach Innsbruck, und genau eine Woche nach dem ersten Anfall machten wir in drei Stunden eine Bergwanderung auf 1800 Meter Höhe. Alles das hat meine Frau glänzend mitgemacht und dabei nur immer nach Vorschrift täglich 3 mal 2-3 Togal-Tabletten eingenommen." Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Herrn Hornburger ist einer von vielen, der uns unangefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat hat Togal Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Herzenschlag, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungsleiden, Grippe und Influenza rasche Hilfe gebracht. Keine schädlichen Nebenergebnisse! Die hervorragende Wirkung des Togal wurde von Ärzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal; In allen Apotheken. Mf. 1.24.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“! Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togalwerk, München 27 i 454



Herzenschlag, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungsleiden, Grippe und Influenza rasche Hilfe gebracht. Keine schädlichen Nebenergebnisse! Die hervorragende Wirkung des Togal wurde von Ärzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal; In allen Apotheken. Mf. 1.24.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“! Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togalwerk, München 27 i 454



„Wir bedeuten ihm nichts mehr,
seit er den neuen STERN hat!“

Film, Frohsinn, fesselnder Roman, Bilder über Bilder und viel zu lesen - das bringt der STERN, die neue schöne Zeitschrift. Wer ihn noch nicht kennt, mache es schnell wie achthunderttausend andere in jeder Woche und besorge sich das neuste Heft vom



für 10 Pf.

Zu haben bei allen Zeitungs- und Zeitschriften-Händlern. Bestellungen auch durch die Post. Deutscher Verlag, Berlin

Die Tür des Anderen

(Fortsetzung von Seite 55)

Drüben war es still geworden. Dann trat der alte Mazzocolin ein, noch zornrot im Gesicht. Er setzte sich und sagte: "Attilio geht... Ich habe ihn nicht nur hinausgeworfen, sondern auch gleich entlassen. Er taugt so nichts und so nichts."

Plötzlich wandte er sich an Marcella: "Ich verstehe ja, daß er hinter dir her war, Marcellina. Du bist hübsch, und er hofft, daß er von deinem Gelde leben kann. Aber daß du ernsthaft daran gedacht hast, diesen Nichtstuer und Hohlkopf zu heiraten... Ich hätte dir mehr Vernunft zugetraut!"

"Onkel A... bitte..." sagte sie mit einem bedeutsamen Blick zu mir hin.

"Signor Mederow dürfte Attilio kennen."

Er sah mich fragend, beinahe drohend an. "Würden Sie es für richtig halten, daß Marcella einen Menschen wie meinen Neffen heiratet?"

"Nein", sagte ich voll Überzeugung.

"Heiraten! Verloben!" fuhr er entrüstet fort. "Das sind ja doch nur Phantasien und Vorstiegeleien bei ihm. Er weiß ganz genau, daß er nicht ans Heiraten denken kann. Was er mit dir vorhat, Marcella, das ist doch klar... herumkriegen will er dich, verführen..."

Marcella sprang auf: "Onkel A!" Sie war dunkelrot vor Zorn und Scham.

"Na ja... entschuldige... aber es ist so empörend... unter meinen Augen sozusagen!" Er war so aufgereggt, daß er nicht weiteressen konnte. Auch Marcella und mir war der Appetit vergangen. Ich stand auf und bat, mich in mein Zimmer zurückziehen zu dürfen. Meine Worte waren eigentlich an Marcella gerichtet, aber Mazzocolin sagte schnell: "Bitte, bitte... gehen Sie nur. Marcella wird Ihnen nachher die Stadt zeigen, wenn Sie ausgehen wollen."

Er sah sie streng an. "Nicht wahr, Marcella?"

"Ja, Onkel A."

Ich ging hinaus. Das Letzte, was ich von Mazzocolin hörte, war: "Du wirst dich nicht von Attilio verabschieden. Ich wünsche nicht, daß du ihm noch einmal begegnest. Er hat sein Wort nicht gehalten und ist für mich erledigt."

*

Draußen auf dem Flur stand Attilio vor seinem Koffer und zog sich gerade den Mantel an.

"Ich gratuliere", sagte er höhnisch. "Kein ausgedacht. Es war ungefähr das einzige, was den Alten wirklich in Zorn bringen konnte. Auf die Straße hat er mich auch gleich gesetzt. Du hast also auf der ganzen Linie Genugtuung."

"Was aus dir wird, ist mir ganz gleichgültig", knurrte ich. "Ich empfinde keine Genugtuung — dafür ist es mir zu un interessant."

"Wer weiß, Mederow", sagte er. "Nur eines hast du noch nicht erreicht, und das wird dir auch nie gelingen. Fräulein Fontana läßt sich nicht gegen mich aufheben — weder von dem Alten noch von dir."

Plötzlich brachen Hass und Wut aus ihm heraus, er verlor völlig die Haltung. "Jetzt kann ich es dir ja sagen", rief er, "daß ich dich schon damals auf der Schule gehaßt habe! Oder denkst du etwa, die Sache mit der Bierzeitung war ein Spaß? Nein, ich wollte dich beschimpfen und erniedrigen, mir war jedes Mittel recht, um dir endlich mal eins auszuwischen. Ich kann solche Kreaturen, wie du eine bist, nicht sehen, ohne daß sich alles in mir aufbäumt! Keinen Funken Witz und Phantasie im Hirn, kein Talent, keine Begabung — aber Primus in der Klasse! Wenn wir spielten und uns freuten, dann saßest du büffeln über deinen Schwarten, vielleicht die halbe Nacht, und morgens kamst du blaß und verhungert in die Schule. Wenn ich aufgerufen wurde und es wieder mal nicht wußte... weil mich das Zeug einfach nicht interessierte... dann standest du auf und sagtest in deiner ekelhaft langsam Art die Regel auf, die du wie ein Papagei gelernt hattest. Nie hastest du Geist und Phantasie zu zeigen, nur büffeln, büffeln, büffeln."

Ich muß gestehen, daß ich von seinem Ausbruch erschüttert war. Wie sich bei ihm die Wirklichkeit verzerrt hatte! Wußte er nicht mehr, daß man mir, wenn ich auch nur im geringsten nachgelassen hätte, die Freischule entzogen hätte? Hatte er wirklich nichts davon gemerkt, daß mein ganzes "Büffeln" ein wilder Kampf um jene Freiheit war, die den andern von selber zufiel, durch einen wohlhabenden Vater, ein gemütliches, schönes Heim? Ach, ich hätte so gern mit ihnen gespielt, aber ich mußte faulen Sextanern Nachhilfestunden geben, damit ich meinen Mittagstisch beim Schuldienner bezahlen konnte...

Nein, es hatte keinen Sinn, Attilio daran zu erinnern.

"Immerhin hat mir meine Phantasie gestattet", sagte ich, "Patente auf technische Erfindungen zu nehmen. So ganz ohne Schwung scheine ich nicht zu sein."

Er lachte auf. "Schwung... Phantasie... bilde dir bloß nichts ein. Du hast dir deinen Weg weitergewurmt, in tausend trostlosen Nächten, weil du gar nicht anders kannst."

Damit nahm er seinen Koffer und stürmte zur Hintertür hinaus.

IX.

Gegen drei Uhr nachmittags erschien Signora Gobbo und richtete mir aus. Marcella wartete unten in der Halle, um mit mir in die Stadt zu fahren. Die alte Frau zeigte plötzlich ein verändertes Benehmen gegen mich, sie schien mich nicht mehr als einen Eindringling zu behandeln, sondern sie sprach jetzt mit einem gewissen Wohlwollen zu mir, ohne Unterwürfigkeit, aber freundlich. Dass ich Attilio aus dem Hause getrieben hatte, schien sie zu freuen.

"Bestellen Sie der Signorina, ich komme sofort", sagte ich und griff nach meinem Mantel. Ich hatte nicht erwartet, daß Marcella, die aus gutem Grunde böse auf mich war, sich wirklich in der Laune fühlte, mich in der Stadt herumzuführen. Aber sie würde es wohl nur widerwillig tun, unter der Autorität von Onkel A.

Sie zeigte jedoch, als ich sie unten begrüßte, keine Spur von schlechter Laune. Obwohl wir allein waren, kam sie mit keinem Wort auf mein Vergehen zurück, tat, als ob überhaupt nichts gewesen sei, und fragte in der natürlichen Art, ob es mir recht sei, eine Gondel zu nehmen. Der Anlegerplatz sei ganz in der Nähe.

Wir gingen durch die Hintertür aus dem Haus, die Gasse entlang, über ein paar kleine Brücken und standen schließlich an einem dreieckigen Platz, dessen längste Seite ein schmaler Kai war. Es regnete nicht mehr, die Sonne schien, es war ein ausgesprochen schöner Herbsttag.

(4. Fortsetzung folgt.)

HUMOR

Zeichnung von Barlog



„Das mit dem Reißverschluß bei den modernen Damenkleidern ist doch großartig: Ein Ruck, ein Zuck, und schon...“

„... is 'ne Frau angezogen!“

„Ja, natürlich — daran hab ich noch gar nicht gedacht!“

*

Aus einem Aufsatz: „Die Zeit ist das kostbarste Gut, das Gott den Menschen verliehen hat, denn was sollten die Menschen wohl anfangen, wenn sie keine Zeit hätten!“

*

Der Besucher des Louvre, auf eine Statue zeigend: „Alabaster?“

Der Museumsdiener: „Nein — Venus!“

*

„Einmal ist mir über Nacht ein dreißig Zentimeter langer Vollbart gewachsen!“

„Dieses Haarwuchsmittel müssen Sie mir verraten!“

„Es war gar kein Haarwuchsmittel — es war eine Polarnacht, und die dauert ein halbes Jahr!“

*

Paul rief seine Wirtin: „Frau Poller, ich brate mir hier auf dem Kocher ein Beefsteak! Das Ding will und will nicht weich werden! Was macht man da nur?“

Lächelte die Wirtin freundlich: „Heiraten!“

*

„Voriges Jahr habe ich meine Stimme mit zehntausend Mark versichern lassen.“ röhnte sich die Sängerin.

„Und was haben Sie mit dem Geld gemacht?“ fragte der Direktor.

*

Ein bayrischer Soldat kommt auf Urlaub nach Hause.

Seine ganze Freud' ist halt sein Dirndl, und der erste Weg geht zu sei'm Dirndl.

Endlich kommt er hin, an ihr Haus, geht hinein, klopft an die Stubentür — und — wie er öffnet, sieht er sie mit einem andern auf dem Kanapee sitzen.

Da bleibt er ganz konsterniert stehen — und sagt:

„Ja — hast denn du mei'n Brief net kriegt?“

*

Otto fährt nach Italien.

Nach Innsbruck spannt man eine zweite Lokomotive vor.

„Wozu denn?“ fragt Otto.

„Die zweite Maschine zieht bis zum Brenner hinauf mit — oben wird sie dann abgehängt, und der Zug fährt mit einer Lokomotive weiter.“

Otto denkt nach. Dann sagt er:

„Da müssen sich ja oben auf dem Berg mit der Zeit eine Riesenmenge Lokomotiven angesammelt haben —“

Was sagt das



Natürlicher Glanz und Gesundheit des Haares, das sind die Kennzeichen einer regelmäßigen Pflege mit Peri-fixateur. Dieser neuzeitliche Frisierhelfer verleiht nicht nur jeder Frisur tagelangen guten Sitz, sondern ist darüber hinaus auch noch ein Haarpflegemittel: es verhindert Schuppenbildung und Haarausfall und führt dem Haarbaden die für das Wachstum der Haare notwendigen Stoffe wie Cholesterin und Lezithin zu.

peri fixateur
Tube 50 Pfg. und M 1.—

DR. KORTHAUS vorm. Dr. M. Albersheim

Fugger Kirsch der Likör aus Edel-Kirschen



In der ganzen Welt gesammelt

von Postverwaltungen und Wohlfahrts-Instituten sind die Missions-Marken, die ich völlig undurchsicht verkauft. $\frac{1}{2}$ Kilo kostet RM 9.75, 1 Kilo einschl. Beigabe RM 19.50, 2 Kilo einschl. Beigabe RM 27.50. Katalog-Wert der Beigabe RM 30.—, bzw. 50.—. Bestellen Sie gleich; denn die Abgabe kann nur nach Maßgabe des Vorrats erfolgen. Kasse voraus oder Nachnahme. Umtausch innerhalb 24 Stunden gern gestattet. Missionsmarken-Vertrieb K. Hennig, Hamburg 39s



zeichnet die Wäsche mit

BEVO Webnamen
Verk.-Preis 100 Stck. 3.50 RM.

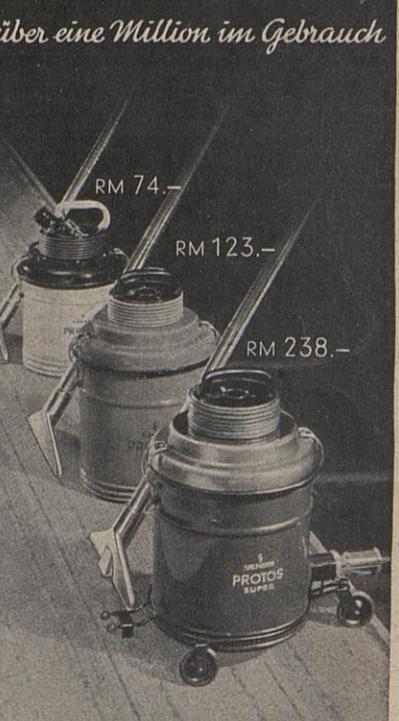
BANDFABRIK EWALD Vorsteher WUPPERTAL
WEBETIKETTEN - WEBABZEICHEN
Verkauf nur durch Großhändler - Bezugssquellen nachweis.

Pickel, Mitesser u. Hautunreinheiten

werden durch Vitalento-Gesichtswasser meist rasch beseitigt. Großporig daut, die Ihr Gesicht älter erscheinen läßt, wird schon nach kurzer Zeit feinvorig und zart, denn das Vitalento-Gesichtswasser zieht die Poren zusammen, strafft die Haut und beseitigt das überflüssige Fett.
Nähere Aufklärungen enthalten die Druckförlit, „Besser aussehen für wenig Geld“, die Sie bitte anfordern wollen.
Rufirolfabrik Berlin-Lichterfelde

TÜCKMAR KLINGEN
haben Weltruf

SIEMENS
PROTOS
über eine Million im Gebrauch



Die bewährte Kesselbauart
Sorgfältige und schnelle
Heimpflege

K.E.128

Die Nr. 3563 wird frei!

Von Jan Roll

Der amerikanische Gangster Al Capone, der seinerzeit zu einer Zuchthausstrafe von elf Jahren verurteilt worden war, soll am 19. Januar in Freiheit gesetzt werden. Nicht nur, daß man ihm drei Jahre seiner Strafe wegen „guter Führung“ erläßt, sondern daß man den Verbrecher überhaupt wieder in Freiheit setzt — das ist uns in Deutschland unverständlich.

Da aber dieser Mann überhaupt, die Art und Weise, wie die amerikanische Justiz mit ihm umgeht, seine Erscheinung für bestimmte Verhältnisse in Amerika typisch sind, so sei einiges über ihn erzählt.

Ich fuhr vor einiger Zeit mitten im Winter von New York nach Europa. Es war stürmisch und kalt, wir waren in der Ersten Klasse kaum ein Dutzend Menschen.

Unter den Passagieren fiel mir eine schöne Frau auf, die tizianrote Haare hatte, sich abseits hielt und immer in irgendeiner Ecke der Salons herumsaß. Sie sprach mit niemandem, saß auch beim Essen an einem Tisch für sich allein.

In einem Nachmittag, an dem das Schiff besonders stark schlingerte, saß ich mit einer Dame beim Schachspiel. Da kam die rothaarige Frau auf uns beide zu und fragte, ob wir ihr einen Rat geben könnten.

„Gern“, erklärte ich höflich.

Sie müßte, fuhr sie erregt fort, sich sofort tätowieren lassen.

„Nun“, erwiderte ich erstaunt, „so furchtbar schaukelt das Schiff doch gar nicht, gnädige Frau!“ Dabei wunderte ich mich über ihre etwas gewöhnliche Art zu sprechen. Es war nicht nur amerikanisch gefärbtes Englisch, es war schon richtiger Slang, den ich nur mit Mühe und Not verstand.

Raum hatte ich geantwortet, da wandte sie sich mit enttäuschter Miene ab und sagte nur noch über die Schulter: „Das ist keine Sache zum Scherzen — das ist blutiger Ernst.“

Am Abend erfuhr ich, wie die Geschichte weitergegangen war: Die Dame hatte einen Steward zum Kapitän geschickt und ihn bitten lassen, sie zu empfangen. Als sie im Salon des Kapitäns stand, erklärte sie wieder mit tiefem Ernst, sie müßte sofort tätowiert werden. Der Kapitän erschrak und sah die Frau prüfend an. Sie war sehr elegant angezogen, trug einen Pelzmantel für viele tausend Dollar, aber sie hatte in den Augen ein verdächtiges Flackern. Vor allen Dingen merkte auch er sofort, daß ihr Englisch nicht einwandfrei war.

So zögerte also der Kapitän mit der Antwort. Da fasste die Frau die Hände und erklärte, es handele sich um einen Befehl Gottes: sie solle ein sichtbares Zeichen der Hoffnung tragen...

Nun glaubte der Kapitän vollkommen klar zu sehen. Er versprach der Dame, er wolle einmal mit dem Schiffsarzt sprechen. Er sagte das recht zweideutig, aber es war vielleicht ganz gut, daß die Dame den Doppelsinn nicht merkte. So ging sie zufrieden weg.

Als der Schiffsarzt von der Unterredung erfuhr, wurde er böse. Ob der Kapitän wohl glaube, daß er irgend jemanden tätowiere? Wenn die Dame geisteskrank sei, dann sei sie harmlos geisteskrank. Kurz und gut, ihn gehe das alles nichts an. Der Kapitän war im Grunde genommen der Ansicht, daß der Schiffsarzt recht habe, und so beschloß er, die Sache zunächst einmal zu vertagen.

Am nächsten Morgen — das Schiff schlingerte noch mehr — war die Dame schon früh beim Kapitän und verlangte erneut, tätowiert zu werden. Der Herr des Schiffes vertröstete sie wieder, aber als sie vor dem Frühstück abermals erschien und jetzt dem Kapitän eine Szene machte mit der Drohung: „Ich weiß nicht, wozu ich fähig bin, wenn das, was ich will, nicht geschieht!“, da wurde die ganze Sache dem Kapitän doch recht unangenehm. Er war überzeugt, daß er eine Irre vor sich hatte, und er glaubte am besten zu tun, wenn er ihren Wunsch erfülle. So ließ er also seinen Ersten Offizier unter der Mannschaft herumhören, und am Nachmittag rollte ein neuer Alt in dieser Komödie ab.

Im Salon des Kapitäns saßen die Amerikanerin, der Kapitän, der Arzt und der Erste Offizier, dazu ein Bootsmann, ein großer, schwerer Mann. Der Kapitän

eröffnete der rothaarigen Dame, daß der Bootsmann bereit sei, sie zu tätowieren.

„Nun“, fragte der Schiffsarzt, „was soll denn tätowiert werden und wohin?“

„Ein Anker muß es sein“, war die Antwort, „ein Anker!“

„Anker“, sagte der Bootsmann, „sind meine Spezialität. Wie groß soll denn der Anker sein, gnädige Frau?“

Sie wies mit beiden Zeigefingern eine Größe von zwanzig Zentimeter.

„Dunnerstag!“ rief der Bootsmann und dachte nach.

„Bootsmann“, machte der Arzt bedenklich, „wohin wollen Sie denn der Dame den Riesenanker tätowieren?“

„Tja, Herr Doktor“, antwortete der Mann bedächtig und überlegen, „am besten wär's vielleicht auf die Sitzgelegenheit von die gnädige Frau, wenn der Anker so groß sein soll.“

Weil nun alles verlegen schwieg, fragte der Erste Offizier die Dame direkt, auf welchen Körperteil sie die Tätowierung wünsche?

Sie antwortete: „Auf die Schulter.“

Der Bootsmann schüttelte erst den Kopf. Dann aber tätowierte er ihr für zweihundert Dollar einen großartigen Anker auf die Schulter. Er war wirklich großartig, denn ich habe den Anker selbst geschenkt, als die Dame zum Dinner in einem großen Abendkleid erschien.

Am Abend danach — wir waren schon kurz vor Boulogne — konnte ich meine Neugier nicht mehr zügeln, ging zu ihr hin und fragte sie, was das Ganze für einen Sinn habe.

Sie war in einer glücklichen Laune und sagte mir auch, daß sie es sei, denn da sie das Gebot befolgt habe, könne ich nichts mehr geschehen. Dann fing sie an zu erzählen und erklärte mir offen ins Gesicht:

„Ich bin die Braut von Al Capone. Ich fahre nach Paris. Dort hat er Geld, das muß angelegt werden. Er ist jetzt sehr nachdenklich und ist auch unserer Sekte beigetreten. Unser Meister erschien mir nun im Traum und befahl mir, einen Anker aufzutätowieren zu lassen. Dies Zeichen auf meinem Leibe solle mich immer daran erinnern, daß ich ständig um die Rettung seiner Seele besorgt sein müsse. Es ist ein großes Glück für ihn, daß er unserer Gemeinschaft beigetreten ist.“

„Wieso beigetreten?“ fragte ich. „Vorläufig sitzt er doch im Zuchthaus!“

„Nun ja“, entgegnete sie milde, „aber ich durfte ihn

jede Woche besuchen. Interessieren Sie sich für ihn?“

Ich log und sagte: „Ja.“

Da flüsterte sie: „Er ist ganz zusammengebrochen, müssen Sie wissen, denn es ist aus mit ihm.“

„Natürlich“, bestätigte ich, „das Zuchthaus bedeutet einen Schlussstrich —“

„Ach, das Zuchthaus“, sagte sie mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Nur wenn er einmal entlassen wird — was dann? Al, habe ich gesagt, du mußt jetzt in dir selbst leben, denn du wirst nichts mehr sein, wenn du draußen bist.“

Ich muß gestehen, daß ich sie überrascht angesehen habe. Da begründete sie ihren seltsamen Ausspruch.

„Die Gangster“, erklärte sie, „Al Capone an der Spitze, waren einmal große Leute.“ Und ohne daß sie es wollte und ohne sich dessen bewußt zu werden, gab sie mir mit unheimlicher Präzision eine Schilderung der Psychologie gewisser amerikanischer Kreise:

„Der Staat hatte die Freiheit der Menschen beschränkt. Die Gangster setzten sich für die Freiheit ein.“

„Das höre ich zum ersten Male“, erklärte ich höchst verwundert. „Inwiefern denn?“

„Ah“, erwiderte sie, ihrerseits verwundert, „das wissen Sie nicht? Es gab doch einmal eine Prohibition in Amerika. Die Leute durften keinen Alkohol trinken, selbst wenn sie es wollten! Selbst wenn er ihnen bekam! Selbst wenn sie ihn vertragen konnten! Und das war doch Al Capones Geschäft! Deshalb haben sie ihn ja auch verurteilt. Er beschützte die Alkoholschmuggler, er bekam seinen Tribut von allen Geheimkneipen. Er legte einen Zoll auf jede Flasche Whisky, und wenn die Polizei kam, dann schossen Al Capones Leute. Diese Verhältnisse legten den Grundstock zu seinem Millionenvermögen. Und was nun? Jetzt ist die Prohibition vorbei. Jetzt kann jeder, der es will, seinen Whisky trinken und braucht dazu keine Schmuggler und keine Gangster mehr.“

Selbstverständlich war das nicht das einzige, was sie taten. Sie waren Helden, viele liebten sie damals. Sie raubten die Banken aus und unterstützten die Armen. Sie bestahlten die Reichen und gaben den Elenden. Und die Filme! Man sah ihre Taten im Kino und auf der Bühne. Man zeigte dem Publikum, daß sie Paläste besaßen, schöne Frauen, große Automobile. Er hatte einen Nimbus. Und das ist jetzt alles zum Teufel durch die G-Männer. Das sind junge Burschen, entschlossene, mutige Jungen. Der Film hat sich ihrer bemächtigt, das Publikum jubelt über ihre Erfolge.“

Ich mußte daran denken, daß dieser Al Capone ein häßlicher, fetter, unangenehm anzusehender Mensch war.

„Die Polizei ist jetzt so beliebt“, seufzte die Gangster-Braut. „Und dann fangen die Leute an zu glauben, was die Polizei behauptet, daß die Gangster in Wirklichkeit ein schlechtes und böses Gefindel seien. Die Leute wollen auch gar nicht mehr so recht daran glauben, daß Al Capone den Reichen nahm und den Armen gab. Sie fangen an zu lachen, wenn man es ihnen erzählt. Und sie wollten überhaupt nichts mehr von diesen Geschichten aus den „Vierteln der roten Lampen“ wissen, und für die Vorkommnisse in der Unterwelt haben sie keinerlei Interesse mehr. Die jungen Leute heutzutage wollen schwimmen, Tennis spielen, arbeiten, ehrlich ihr Geld verdienen. Sie wollen heitere Sachen im Kino sehen und haben keinen Sinn mehr für Romantik. Und in diese Welt“, fügte sie traurig hinzu, „kommt nun Al, wenn er entlassen wird. Er ist nichts mehr, kein Mensch will etwas von ihm wissen. Es ist aus und vorbei mit ihm.“

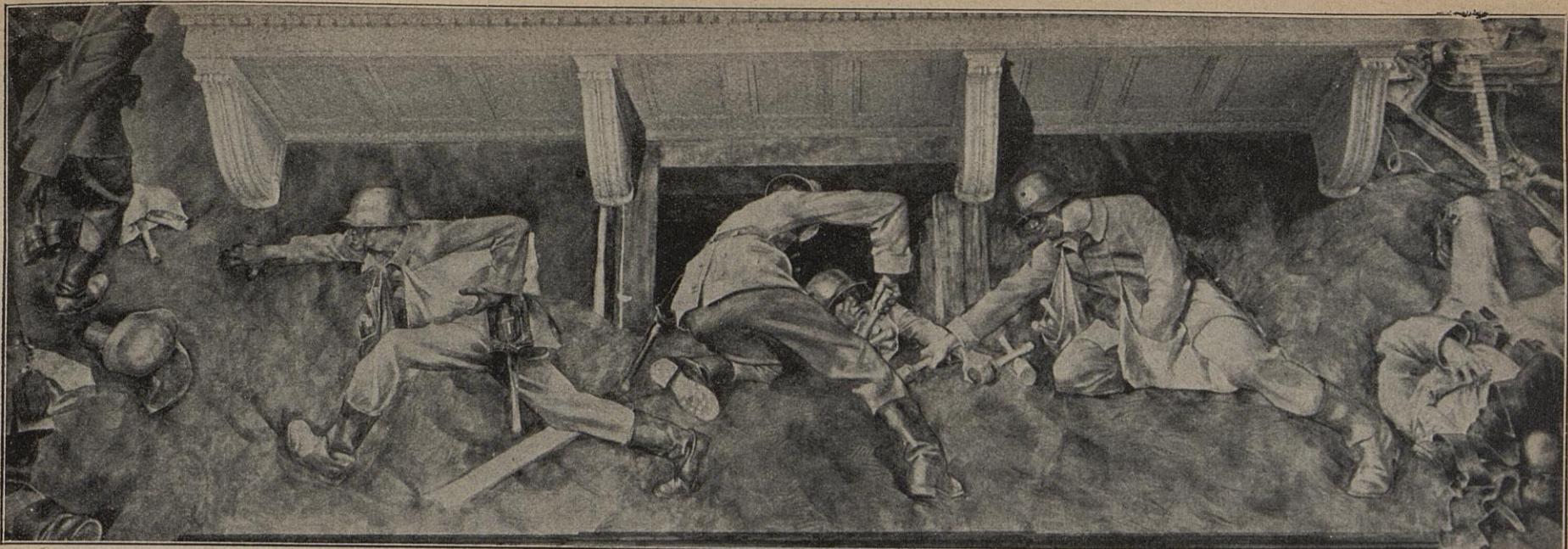
„Ja“, entgegnete ich recht einverstanden, „es ist aus und vorbei mit ihm.“

In Boulogne verließ die Dame das Schiff. Der Bootsmann winkte ihr mit einem großen weißen Taschentuch nach.

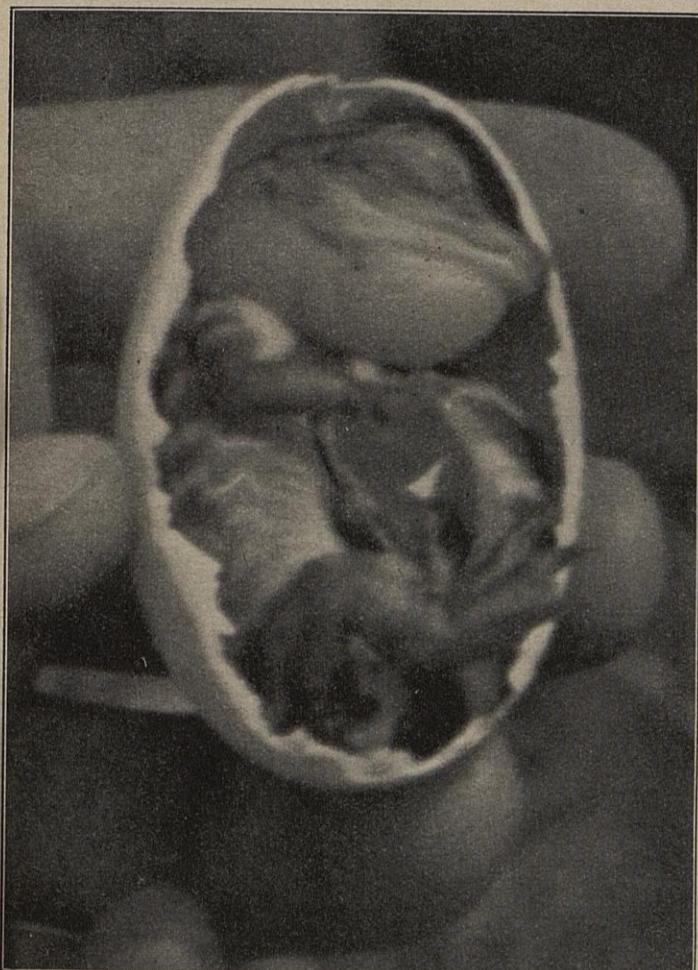
Im Geiste sah ich sie jetzt vor der Gefängnistür stehen, ihren Anker auf der Schulter und auf ihren Brüderin wartend, auf diesen fetten, bösen Kerl, der, leicht blinzelnd, das Gefängnis bald verlassen wird. Wird er sich lange der Freiheit erfreuen? In den einzelnen Staaten sind Sonderstrafen über ihn verhängt worden, und man darf hoffen, daß er bald wieder hinter Schloß und Riegel sitzt.



Die letzte Aufnahme Al Capones, der einst Amerikas Staatsfeind Nr. 1 war. Archiv Deutscher Verlag



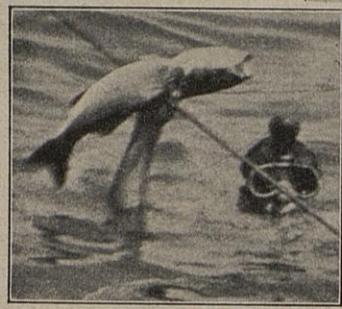
Im Bürgersaal des Schöneberger Rathauses in Berlin:
Gewaltige Fresken schildern den Schicksalweg des deutschen Volkes vom Kriegsbeginn bis zu den
Tagen Großdeutschlands.
Prof. Franz Eichhorst, durch seine Kriegsbilder berühmt, vollendete diesen großen Auftrag in vier Jahren.



In winziger Eierschale: Ein Riese.
Ein Alligator-Junges kurz vor dem Ausschlüpfen.

Associated Press

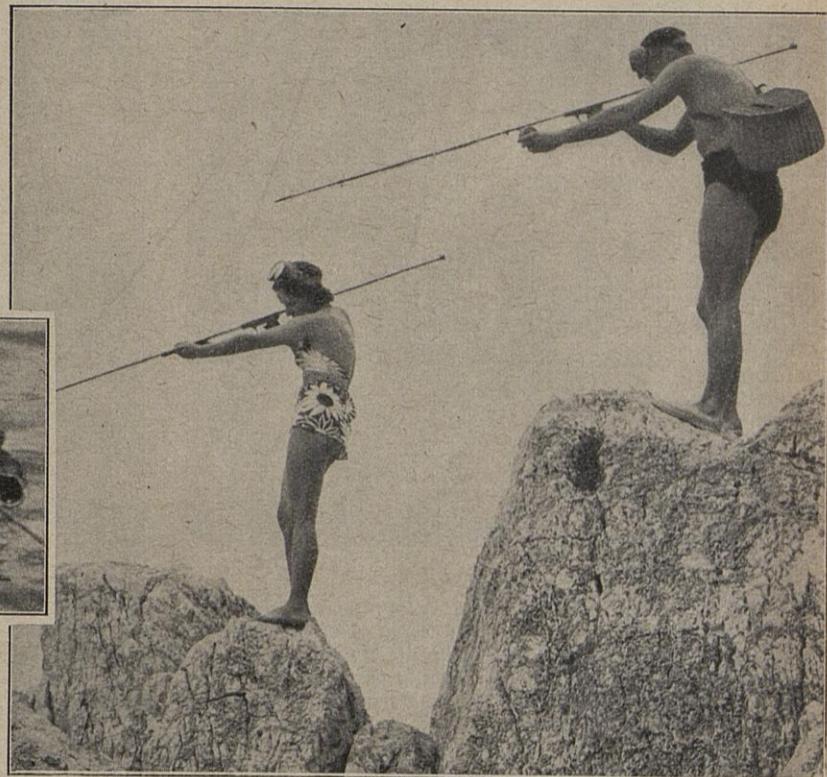
Fische mit der Angel geschossen!



Ein Volltreffer.

Der mit einer wasser-
dichten Brille ausge-
rüstete „Angeljäger“
hat nach seiner Beute
getaucht und bringt
sie an Land.

Kosmos (2)
Presse-Illustrationen
Hottmann (1)



Wie zwei Südsee-Inselnare

spähen diese modernen Angler nach Fischen aus. Sie stehen am Gestade
des Mittelmeers bei Nizza. Ihre Angelrute: Ein Pfeil, der wie ein
Gewehr auf die Beute im Wasser abgeschossen wird.



Angetreten für „Freiheit, Gleichheit,
Brüderlichkeit“.

geschnückt mit dem Brimborium-Ornat des
33. Grades ihrer englischen Freimaurerloge,
bilden die Zeremonienmeisterin, die Großbe-
wahrerin des Schwertes, die Großmeisterin und
die ihr zugeordnete und die Großaufseherin eine
bemerkenswerte Reihe von „Logenbeamten“.
Ihre Gesichter sagen alles. New York Times

Grusel-Stunde
im Sender von
Sydney:
Schlangenzischen
durch den Aether.
Atlantic



Die Kleiderablage wird zur Künstler-Garderobe.

11 Uhr 15:

Der eiserne Vorhang hat sich gesenkt, die letzten Zuschauer holen ihre Mäntel, die Lichter verlöschen, leer liegt das Bestübl...



11 Uhr 30:

Erneut tun sich die Türen auf, ein Mädchenschwarm stürzt zu den Garderoben, verwandelt sich in Tanzgirls: Ihre Garderoben sind noch nicht frei.

In der Nacht zum Ersten: „SCALA ETWAS VERRÜCKT“

Heute abend lief noch das alte Programm.

Morgen ist Premiere der neuen Revue. Nur eine einzige Nacht bleibt für die Generalprobe. Hanns Hubmann berichtet über diese nächtliche Riesenarbeit in der Berliner Scala.



Der Kommando-Stand

für die Generalprobe ist inzwischen im Zuschauerraum erstanden. Der Regiestab gibt der Kapelle im versenkten Orchester-
raum erste Anweisungen. Gleich wird das Vorspiel beginnen.



Revue in der Loge.

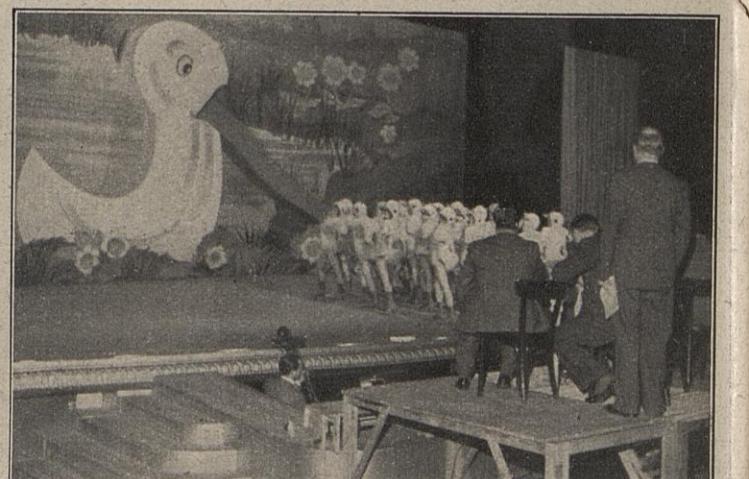
Der Regisseur hat es gewünscht, der Inspizient es befohlen: Fertig machen für die Enten-Szene, und die Entlein sind bereit und warten, bis die Trillerpfeife des Ballettmeisters schrillt: „Girls auf die Bühne!“ Ein Glas Apfelsaft und ein paar Würstchen sind sehr willkommen. Denn alle Girls standen im alten Programm schon auf der Bühne.



Jedes Ding hat zwei Seiten... auch Rudolf Platte.

Als Regisseur Eduard Duisberg ihm zum ersten Male seine Double-Maske aufsetzte, meinte Platte:
„Das sieht mir mal wieder ähnlich...“

„Herr Regisseur, ist es so richtig?“
So sachlich und vernünftig benimmt sich der Menschenaffe in dieser Nacht. Am nächsten Abend hofft er, Grauen und Entsetzen in die Zuschauerschar zu schleudern.



Die Trillerpfeife des Ballettmeisters hat gerufen:

Und zum ersten Male zeigen die Entlein, was sie in wochenlanger Arbeit gelernt haben, dem kritischen Auge des Regisseurs in der fertigen Form für die Erstaufführung. Nun kommt die letzte Regie-Feile: „Weiter zurück! — Enger zusammen! — Beleuchter, mehr Licht!“ ruft er ins Tischtelefon auf der Regiebrücke, und ein Lautsprecher gibt seine Anweisungen in jeden Winkel des Hauses.



4 Uhr früh: Eine kleine Erholungspause.

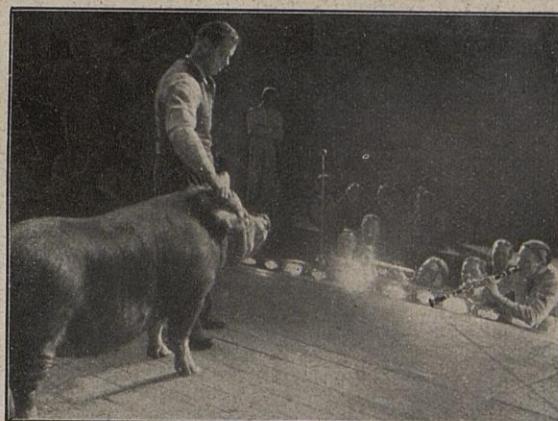
Der Regiestab komponiert ein Bühnenbild um. Das ist eine willkommene Unterbrechung in der Arbeit. Jetzt gibt es für die Mitwirkenden eine Tasse Kaffee, ein Glas Bier, eine Zigarette oder... 10 Minuten Schlaf in den Logenstühlen.



Laut Regiebuch muß dieses Kostüm mit der Zigarette ausgezogen werden. Natürlich wird auch dieser Knalleffekt... geübt.



Verständigung um 7 Uhr früh: Die Pariser Parodistin hat Tempo-Wünsche an das Orchester. Und sie werden erfüllt, selbst in der 8. Stunde der Probe.



Jolanthe möchte lieber frühstücken, denn es ist schon 7 Uhr 30. Aber vorher muß das musikalische Riesen Schwein mit „Flötentönen“ zur Arbeit gelockt werden.

Sonja tanzt „an der Strippe“ des amerikanischen Künstlers, der gestern abend den Londonern seine vollendete Marionettenkunst zeigte, sich ins Flugzeug setzte, um zu nächtlicher Stunde in Berlin zu sein. Die Illusion seiner ungewöhnlichen Kunst ist vollkommen. Die Künstler, die schon aufgetreten waren, klatschen...



nachts um 3 Uhr rauschenden Beifall.



Evastöchter lachen immer.

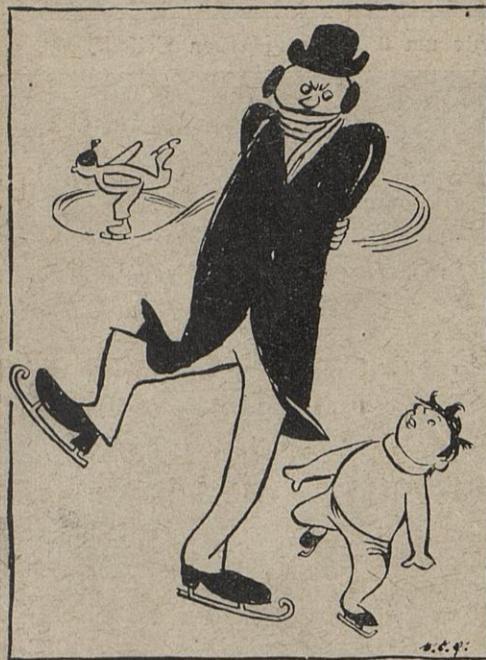
Gute Laune noch um 5 Uhr früh: Trude Hesterbergs Chanson hat bei den Kollegen gezündet, und lachend begleitet sie „Fräulein Nummer“, die jetzt als Eva, feigenblattbeschwert, in der nächsten Szene auftreten soll!



Feierabend: Um 8 Uhr 07 morgens. Hundemüde, aber guter Laune. Alles hat geklappt. Jetzt schnell ins Bett — um 5 Uhr abends ist Premiere!

Eisige Freuden

Berichtet von E. O. Plauen



„Bati, der Kurt kann aus 'ner Drei 'ne Achte machen!“
— „Soo? Das lernst du mir nicht, Junge! Das is nichts für'n zukünftigen Bankbeamten!“



„Toll, was?“ — „Ja, fabelhaft, fabelhaft! Von diesen Strümpfen kann ich Ihnen das Duhend zu Bier achtzig liefern!“



„Edulinde, ich sage immer wieder: Sport erhält frisch und stählt!“



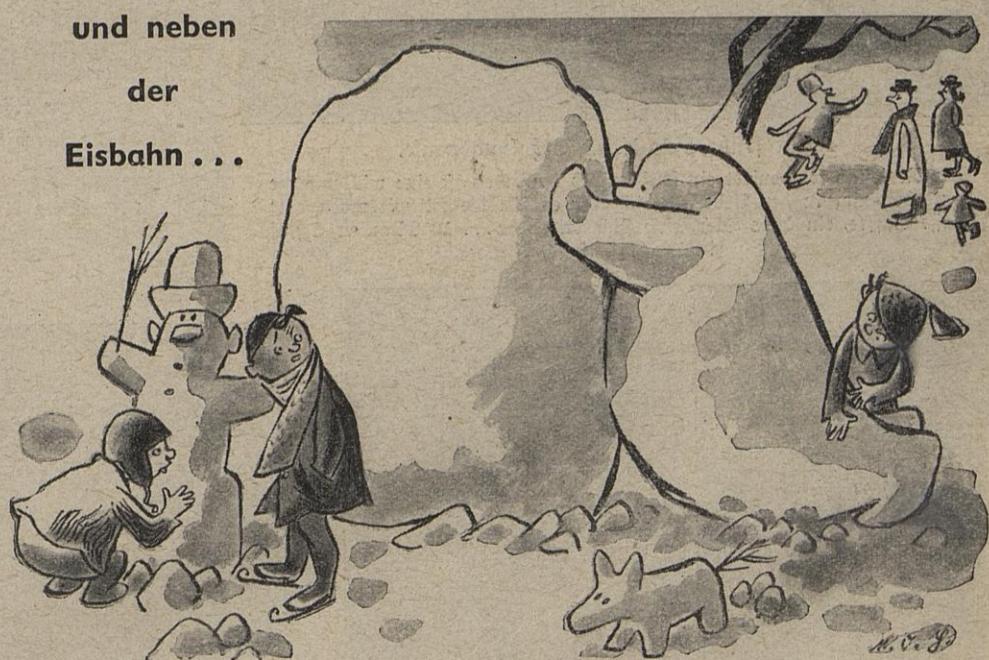
„Skandinavischer Rennstil!“ — „Ja? Und ich dachte immer, die haben auf'm Eise mindestens eine Mark verloren!“



„Auf so 'ner Eisbahn kann man furchtbar leicht Bekanntschaften machen!“ — „Ja, das ist sehr unangenehm, ich geh auch gar nicht gern Eislaufen — ich tu's nur, um meinem kleinen Bruder eine Freude zu machen!“ — „Ach, und wo ist denn dein kleiner Bruder?“ — „Zu Hause — er hat Halsentzündung!“

und neben

der
Eisbahn ...



... blüht ein Talent!

„Mensch — der hat det Monumentale von Thorak!“